

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Helm. Sternbach

S

2

September 58

Lehren aus dem Nahost-Konflikt

JÜRGEN PECHEL

Rebellion auf Kuba

GÜNTHER DOHMEN

Die Wiedervereinigungsfrage
in der Schule

HANS KÜHNER

Kasimir Edschmid

LOTTE STERNBACH-GÄRTNER

„Die Letzten Tage der Menschheit“
und das Theater von Bert Brecht

KURT KERSTEN

Das Ende Breitscheids und
Hilferdings

WERNER BERGENGRUEN

Räuberwunder, Erzählung

9

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

84. JAHRGANG · BADEN-BADEN · SEPTEMBER 1958

SEPTEMBER 1958

RUNDSCHAU

Die KZ-Ärzte (801) — Der Wahrheit ins Gesicht sehen (802) — Grenzen der Staatsgewalt (803) — Ingemaus und der Bauer (805) — Aus den Tellurischen Provinzen (806) — Zehn Jahre Freundschaftsheim (808) — Jubiläum bei Rascher (809)

AUFSÄTZE

***		<i>Hans Kühner</i>	
Lehren aus dem Nahost-Konflikt	810	Kasimir Edschmid	829
<i>Jürgen Pechel</i>		<i>Lotte Sternbach-Gärtner</i>	
Rebellion auf Kuba	815	„Die Letzten Tage der Menschheit“ und das Theater von Bert Brecht	836
<i>Günther Dohmen</i>		<i>Kurt Kersten</i>	
Die Wiedervereinigungsfrage in der Schule	820	Das Ende Breitscheids und Hilferdings	843
<i>Joseph Wulf</i>			
Geständnisse eines Autors	825		

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (855)

GEDICHTE

Walter Bauer (819) — Henry Shelness (870) — Werner Siebold (870)

PROSA

Werner Bergengruen Räuberwunder 857

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Marcuse (871) — Heinemann (874) — Necco (875) — Urzidil (877) — Lüthi (877) — Picard (878) — Ragon (879) — Bauer (880) — Magiera (881) — Hutchins, Hallinan, Guido, Schorling, Giraudoux (882) — Stephan (883) — Ehrenburg (883) — Barth (884) — Lasky (885) — Arandas (886) — Hinweise (887)

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (893)

MITTEILUNGEN (895)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Die KZ-Ärzte

Was die Schlamperei der bayerischen Justizbehörden einschließlich der Kriminalpolizei im Falle Eisele geschadet hat, ist gar nicht wieder gutzumachen. Die sträfliche Bummellei des Auswärtigen Amtes, das volle dreizehn Tage brauchte, um den Auslieferungsantrag der Justiz nach Ägypten zu transportieren, wird hoffentlich ein Nachspiel im Parlament haben. Die Empörung ist allgemein.

Die Welt und der überraschte Bürger erfahren nun, was einsichtige Leute immer gesagt haben, daß nämlich die ehemaligen Nazi über eine Organisation verfügen, die auch in mehr als nur in gelegentlichen Gefälligkeiten wirksam ist. So hat der Fall auch sein Gutes. Die große Presse berichtete mustergültig. Sie hat damit bewiesen, daß sie sich nicht von dem allzubegreiflichen Wunsch nach Vergessen hat korrumpieren lassen. Im Ausland wurde man bei dieser Gelegenheit auf andere, ähnlich liegende Fälle aufmerksam. So hat die British Medical Association auf den Fall der ehemaligen KZ-Ärztin Oberheuser hingewiesen, die frisch-fröhlich praktizierte, obwohl das, was sie getrieben hat, niemand auf den Eid des Hippokrates nehmen kann. Eisele und Oberheuser sind aber nur zwei von über 300 KZ-Ärzten, die ungeschoren am deutschen Volk herumdoktern. Die Schergen sind unter uns.

Diese Feststellung haben vor allem zwei Institutionen des öffentlichen Lebens zu verantworten, nämlich die Selbstverwaltungseinrichtungen der Ärzteschaft und die Justiz. Auf eine englische Anfrage erklärte die für Oberheuser zuständige ärztliche Berufsinstantz, sie könne in diesem Fall, so leid es ihr tue, nichts unternehmen. Hier fragt sich der Laie, was diese Zimperlichkeit soll. Es sind Hunderte und Tausende von Fällen bekannt, in denen z. B. die Ärztekammern außerordentlich rigoros und konsequent ihre Ziele verfolgen, wenn es etwa darum geht, Zulassungsfragen oder die Beschäftigung von Assistenten und ähnliches in ihrem Sinne zu entscheiden. Das offenbare Mißverhältnis zwischen der in kleinen Dingen zutage tretenden Energie und dem Zögern im Fall der KZ-Ärzte sollte uns doch zu denken geben, und die betreffenden Verwaltungsmenschen anregen, ihren Standpunkt zu überprüfen.

Das wäre freilich gar kein Problem, wenn beispielsweise die von alliierten Militärgerichten ausgesprochenen Strafen wegen Verbrechen an Ausländern dieselbe Wirkungskraft hätten, wie sie deutsche Vorstrafen für die Zulassung zum Ärzteberuf zu haben pflegen. Sowohl Eisele wie Oberheuser waren ja verurteilt und zwar zu Strafen verurteilt, die normalerweise für den ärztlichen Beruf disqualifizieren.

Es hilft nichts, diese Eiterbeule muß nun aufgestochen werden, um des Ansehens der Ärzteschaft willen, aber auch der Rechtsstaatlichkeit zuliebe. Daß der schleswig-holsteinische Innenminister der Oberheuser jetzt die Approbation entzogen hat, befreit uns nicht von dieser Aufgabe.

Der Wahrheit ins Gesicht sehen

Die Liebe zur Wahrheit und zur historischen zumal ist etwas sehr Löbliches, mitunter freilich auch recht Unbequemes. So mag es verständlich sein, wenn die Sonne der Forschung, die sie an den Tag bringen soll, den Nebel politischer Legenden oft erst viel später erreicht als die Aura nationaler Ruhmes-taten. So mag es gekommen sein, daß erst jetzt mehr Licht in einen Fall gebracht wurde, von dem viele unter uns längst vergessen haben, daß es überhaupt einmal ein Streitfall war: die Frage nämlich, ob die deutsche Armee beim Einmarsch in Belgien im August 1914 mehrere Wochen hindurch Ziel organisierter, völkerrechtswidriger Angriffe von Teilen der belgischen Zivilbevölkerung geworden ist und folglich ein Recht hatte, zur Vergeltung und zum Schutz Maßnahmen zu ergreifen, die insgesamt über 6 000 belgischen Zivilpersonen das Leben kosteten, oder ob die deutsche Armee mit ihrer Annahme einem verhängnisvollen Irrtum erlegen ist und die Beschuldigung wohl gar nur erhoben hat, um begangene Ausschreitungen zu rechtfertigen.

Der Streit ist niemals entschieden und beigelegt worden. Noch heute denkt man in Belgien der Opfer vom August 1914 als schuldlos getöteter Märtyrer. Noch heute findet sich im „Großen Brockhaus“ (16. Auflage, 1955) die Beschuldigung des „Franktireurüberfalles“. Diese im wesentlichen auf dem Deutschen Weißbuch vom Mai 1915 beruhende Version wird man jetzt endgültig fallen lassen müssen. So lautet die Erklärung, die drei deutsche und drei belgische Historiker (W. Conze, F. Petri, H. Rothfels; J. de Sturler, F. Mayence und L. van der Essen) einer kritischen Untersuchung der deutschen Dokumentation über die Vorgänge in Löwen vom August 1914 (*Peter Schöller, „Der Fall Löwen und das Weißbuch“*, Köln 1958, Böhlau-Verlag), mit auf den Weg gegeben haben.

„Ihre Aussagen sind wörtlich mit allen Angaben der gerichtlichen Protokolle abgedruckt ... Der Eid gibt den Aussagen die höchst mögliche Beweiskraft“, hatte im Jahre 1931 der Reichssoberarchivrat Oszwald in einer Art von Schlußbilanz über das deutsche Weißbuch und seine Zeugen geschrieben und es dabei an jenem Maß von kritischem und unbefangenen historischem Scharfsinn fehlen lassen, mit dem nun der Münsteraner Historiker Schöller — durch die international allgemein verwilderte Praxis der Farbbücher wohl gewitzigt — die Glaubwürdigkeit dieser „Dokumentation“ überprüft hat: widersprüchliche, unglaubliche und falsche Aussagen, ja auch Fälschungen, mit denen die Redaktoren des Auswärtigen Amtes die „fortune“ korrigieren wollten, kommen zutage. Wenig Rühmliches erfährt man über zwei mit den Vernehmungen betraute Kriegsgerichtsräte. Für Schöller bleibt kein Zweifel, daß sich die deutschen Truppen in ihrer „Franktireurpsychose“ gegenseitig beschossen haben müssen.

Auch eine andere Legende, die in der Verkleidung eines höchst wirksamen Schlagwortes noch verheerendere Folgen gehabt hat, konnte jetzt entlarvt werden. Seit im Mai 1919, noch vor Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages der unselige Paul Rohrbach Clemenceau das Wort von den „Zwanzig Millionen Deutsche zuviel“ nachsagte, hat bis hin zu Goebbels und über Goebbels hinaus (noch 1949 war es auf Kundgebungen der Heimatvertriebenen zu hören) jeder Demagoge hiermit Schindluder getrieben, ohne daß man es für der Mühe wert gehalten hätte, den Ursprung dieses Ausspruches zu

überprüfen. Das hat nun der Nürnberger Professor *Ernst Meier* (in der Zeitschrift „Publizistik“, Heft 3/1958) getan mit dem bündigen Ergebnis: „Das Wort ist Clemenceau niemals über die Lippen gekommen, er hat es nirgends niedergeschrieben . . . und eher genau das Gegenteil zum Ausdruck gebracht.“ In Wahrheit stammt es aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: 1913 taucht es in einem unbeachtet gebliebenen französischen Pamphlet auf, dessen Verfasser sich freilich in den Reden und Schriften der Alldeutschen gut auskannnten, und dort finden sich mit den Generalen von Liebert und von Bernhardi auch die Urheber des Gedankens von den angeblichen „Zwanzig Millionen Deutschen zuviel“, für die man „Lebensraum“ brauchte . . .

Recht beschämend ist das alles, und schon regen sich die Schildwächter der „nationalen Ehre“, die nie begreifen werden, daß es „keine schlimmere Verletzung dieser Ehre geben kann als die, die wir uns selbst antun.“ Professor F. Petri schließt daraus: „Es ist . . . Ausdruck höherer nationaler Verpflichtung, der Wahrheit auch da ins Gesicht zu sehen, wo eventuell die Erkenntnis für uns und unser Volk schmerzhaft ist. Deshalb kann Rücksicht auf die nationale Ehre den Wunsch nach vorbehaltloser, uneingeschränkter, nur der Wahrheit dienender Ergründung des Sachverhaltes nur fördern und nicht hemmen.“ Das wäre in der Tat eine treffliche Maxime, wenn anders die historische Forschung in Deutschland nicht jenem Posthorn des Baron Münchhausen gleichen soll, das erst dann zu ertönen begann, als der gemeinte Wintertag bereits vorüber und die Reisenden, die es hätte warnen sollen, schon längst verunglückt waren.

Grenzen der Staatsgewalt

Angesichts der heutigen hartnäckigen Diskussion um „Widerstandsrecht und Grenzen der Staatsgewalt“ empfiehlt es sich, zwischen Anlaß und Grund zu unterscheiden. Anlaß ist offenbar die äußerlich gescheiterte, innerlich — in ihrer Zeichenhaftigkeit wie in ihrer Frage an die Nachlebenden — nach wie vor unaufgearbeitete Widerstandstat des 20. Juli 1944. Sie wirkt als Stachel im Fleisch, und das ist gut so. Daß sie scheiterte und daß sie noch unaufgearbeitet ist, führt zum Grund jener Diskussion: Wir sind uns unseres Staates und seiner Staatlichkeit nicht gewiß. Einem voll Bekümmertheit und Sorge ruhelosen Nachdenken ist angesichts eines transzendenzlosen Staates, einer Demokratie ohne „demos“ (den nur ein allgemein bindender Kult zu formen vermöchte), wieder das zentrale Problem der Dialektik von Macht und Recht aufgegeben. In ihrer Spannung fänden auch Widerstandsrecht und Widerstandspflicht wie überhaupt jegliche Freiheit ihren Ort.

Nicht von ungefähr entstammen zwei sich ergänzende und insgesamt höchst bedeutsame Sammelveröffentlichungen zu diesem Themenkreise dem Raume der protestantischen Theologie und ihrer „Akademien“: 1. „*Macht und Recht* — Beiträge zur lutherischen Staatslehre der Gegenwart“, hrsg. v. Hans Dombois und Erwin Wilkens (Berlin 1956, Lutherisches Verlagshaus. 201 S. DM 14,50), bietet glänzende, sehr substantielle Ausarbeitungen über Fragen der lutherischen Staatslehre, wie sie durch Thesen angeregt wurden, die 1952 der Osloer Bischof Berggrav, norwegische Widerstandserfahrungen aufarbeitend, auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes vorgetragen hatte. 2. „*Widerstandsrecht und Grenzen der Staatsgewalt*“, hrsg. v. Bernhard Pfister

und Gerhard Hildmann (Berlin 1956, Duncker und Humblot. 162 S. DM 8,—), legt — anscheinend nach Bandaufnahmen — Referate und Teile der anschließenden Diskussionen vor, die auf der „Tagung der Hochschule für Politische Wissenschaften, München, und der Evangel. Akademie Tutzing, 18. bis 20. Juni 1955“ gehalten worden sind. Im erstgenannten Band dominiert die großartig kluge, strenge und eigenständige Arbeit des Juristen Hans Dombois über „Politische und christliche Existenz“. Der Wert des zweiten Bandes liegt — nächst dem Abdruck der lebendigen Diskussionen auf hohem Niveau zwischen lutherischen, calvinischen und katholischen Theologen — in der Vereinigung von historischer Bestandsaufnahme (Spörl, Heckel und Wolf) mit aktuell auswertender Fragestellung.

Wer Klarheit über die Widerstandsfrage sucht, wird beide Veröffentlichungen mitdenkend durcharbeiten müssen. Nur um die Vielfalt und Tiefendimension der Anregungen anzudeuten, die diesen Arbeiten zu entnehmen sind — mehr kann eine kurze Anzeige nicht leisten — sei auf eine Frage hingewiesen, die wohl den Punkt trifft, an dem eine spezifisch lutherische Theologie auf dem Wege zu einer wirklichen Klärung der Staats- und darin auch der Widerstandsfrage sich selbst im Wege zu stehen scheint: „Der Mensch aber — gerade der autonome und selbstverantwortliche Mensch, der politische Mensch im Raume der Geschichte — lebt ... von Furcht *und* Liebe. Weil aber im Zustande liberaler Freiheit die Opferbereitschaft und Liebe des Menschen nicht oder nur unzulänglich durch den abstrakten und unverbindlichen ethischen Appell in Anspruch genommen wird, ist er bereit, geradezu Orgien der Hingabe und des Opfers zu feiern, sobald ihm eine Gelegenheit dazu geboten wird. Das ist das Geheimnis der totalitären Systeme, durch das sie so außerordentliche Kräfte zu entfesseln vermochten“ (Dombois: I, 128). Furcht und Liebe, Bindung und Freiheit, Statik und Dynamik stehen offenbar unausgewogen einander gegenüber — unausgewogen wohl deswegen, weil zweierlei mit der lutherischen dogmatischen Prämisse vom „radikalen Fall“ und der „totalen Verderbtheit“ von Mensch und Natur nicht zu erreichen scheint: eine rechte Theologie der Schöpfung als Grundlage einer theologisch begründeten Ontologie des Staates, des Rechts, aller natürlichen Normen (die das Gewissen „in-formieren“ könnten!) — und eine rechte Theologie der Geschichte post Christum, die das *schon* (des Erlöstseins durch Christus) mit dem *noch-nicht* (des Daseins „in via“ — „pro ta eschata“) wirklich zur Einheit in der Spannung (der dialektischen Spannung wie der Zeit- und Geschichts-Spanne) verbände. Der geniale Hinweis von Dombois auf die Zwei-Naturen-Formel des Chalcedonense als „Modell“ rechter christlicher Ordnungen in der Welt (I, 138 ff.) führt zwar zu der fundamentalen Einsicht: „Es fordert also die politische Existenz, um durchgehalten werden zu können, die christliche, nicht als Mittel, sondern als einen Kontrapunkt“ (I, 141). Dennoch wird auch dieser „Kontrapunkt“ keine Melodie tragen und sich entfalten lassen, wenn er nur punktuell auf die Einzelgewissen bezogen bliebe, d. h. außerhalb der Zeitdimension und damit der Geschichte stehen zu können vermeinte. —

Die „Armen im Geiste“ (und wer gehörte nicht zu ihnen!?) werden immer der einfachen, handlichen und handfesten Hilfen bedürfen, um aus informiertem Gewissen heraus verantwortlich stehen und bestehen zu können. Sie werden Alois Dempf für seine Zuversicht dankbar sein: daß es — vor jeder

Theologie — ein Recht gibt, „das seine Rationalität in sich selber hat“ (II, 108), also einsichtig ist. Von ihm her und zu ihm hin gilt, womit Dempf schließt (II, 111): „Alle haben die Pflicht zum Widerstand gegen den totalen Staat. Denn alle haben ein Gewissen und das Gewissen ist Zeugnis dafür, ob eine Stellung mindestens des passiven Widerstandes bezogen werden muß. Es gibt einen sehr einfachen praktischen Beweis hierfür: Sie erinnern sich alle, daß man, als die Sache 1933 ernst wurde, in der Regel genau wußte, ob ein charakterlich bekannter Mann steht oder ob er nicht steht. Wer immer um den kategorischen Imperativ weiß, ist unbedingt in jeder Situation auf die unveränderlichen Werte der Sitte und des Rechts und zu ihrer Verteidigung verpflichtet.“

Ingemaus und der Bauer

Wenn Sie in einem Roman diesen Satz lesen: „Langsam, mit müdem Schritt, ging der Bauer auf der Landstraße dem im Abendsonnenschein liegenden Dorfe zu“, werden Sie vermutlich keine weiteren Fragen stellen. Ein einfacher Tatbestand ist mit einfachen Worten geschildert. Aus. Sollte man meinen. Daß es ganz anders ist, daß wir recht primitive Leser sind, darüber belehrt uns voll ärgerlicher Ungeduld Inge v. Wangenheim im Leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (125 Jg., Nr. 17). Denn: „Wieso geht der Bauer mit müdem Schritt? Sind die Bauern unserer Republik müde (abgründiger Doppelsinn!)? Was ist das überhaupt für ein Bauer? Ist er Neubauer, Mittelbauer, Großbauer... Mitglied der LPG? Oder zögert er noch? Wenn er zögert, kommt sicher daher der müde Schritt. Aber das müßte der Autor doch klar sagen! Und das Dorf...? Im Abendsonnenschein? ‚Das Dorf‘ gibt es schon gar nicht! Das ist abstrakt. Der Autor muß mitteilen, ob es sich um ein Dorf mit genossenschaftlicher Großraumwirtschaft oder um irgendein zurückgebliebenes Kleinkleckersdorf handelt. Vielleicht arbeitet die Partei in diesem Dorfe noch schlecht? Wenn ja, dann interessiert uns der Abendsonnenschein einen Dreck!“

Das ist tragikomisch, aber in diesen Sätzen manifestiert sich die neostalinistische Reaktion und Restauration auf dem Gebiet der Literatur im Machtbereich Ulbrichts. In der Literatur, die diesen Totengräbern des schöpferischen Geistes vorschwebt, wird es zum Beispiel den Schicksalsbegriff nicht mehr geben. Was wir 3000 Jahre geliebt, worüber wir gelacht und geweint haben, was uns erschüttert und begeistert hat, gilt nun nichts mehr und gehört, nach Inge v. Wangenheim, ins „Kulturmuseum der Menschheit“. Dazu zählen vor allem auch die menschlichen Werte, für deren Bewahrung in allen Jahrhunderten stets die Besten aufgestanden sind. Angeblich ist in der „sozialistischen Gesellschaft“ der bisher aller Kunst immanente tragische Konflikt gelöst, weshalb nun die Literatur 1. wissenschaftlich, 2. weltzugewandt, 3. untragisch, 4. bejahend zu sein hat.

Glaubt denn Ingemaus selbst an dieses böse simple Einmaleins literaturhistorischer Hilfsschüler? Für sie ist alles Klassenkampf. Sie will Maupassant, Hemingway, Shakespeare und Goethe, ja auch diesen, ins literarische Reliquienkabinett verbannen, denn keiner taugt in ihren Augen als Lehrmeister und Beispiel für den neuen Schriftsteller in der sozialistischen Gesellschaft. Den Tod der Poesie deklariert die Autorin mit ihrer Forderung nach photo-

graphischer Wirklichkeitstreue. Nieder mit der Phantasie! heißt die Devise. Denn wo Raum bleibt für Phantasie, ist wohl auch Raum für konspirative, zersetzende Gedanken.

Der Übereifer, mit dem Pankow alle reaktionären Tendenzen aus Moskau aufgreift, dagegen alle Liberalisierungsbewegungen geflissentlich übersieht oder abwürgt, wird offenbar, wenn man die Äußerungen der Wangenheim mit einem Interview konfrontiert, das der bedeutendste sowjetische Schriftsteller Michael Scholchow der tschechoslowakischen Zeitschrift Literarni Nowiny gegeben hat. Auf die Frage, was sozialistischer Realismus überhaupt sei, zitierte Scholchow den früheren, durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen, Präsidenten des sowjetischen Schriftstellerverbandes, Fadejew: „Das weiß der Teufel; wahrscheinlich sei es das, was die Regierung unterstütze und was in einfacher Sprache geschrieben sei.“ Scholchow, der sich dieser ironischen Definition anschloß, fügte hinzu: „Meine Werke wurden zunächst als die eines Kulakenschriftstellers, dann als die eines Konterrevolutionärs bezeichnet, und schließlich behauptete man, daß ich sozialistischer Realist sei. Ich erhielt viele Ratschläge... Wenn ein Schriftsteller sich jedoch entschlossen hat, um jeden Preis die Wahrheit zu schreiben, können auch solche Ratschläge seinen Entschluß nicht beeinflussen.“

Aus den Tellurischen Provinzen

Wo immer man in den Tellurischen Provinzen Makromaniens reisen mochte, fand man — auf Hausfassaden, Plakatständern, Bahnhöfen, kurz überall — die sich um den Äskulapstab windende Schlange und darunter in keimfreier Leuchtschrift „SANITAS — SANITATUM SANITAS“.

Zu jener Zeit hatte die Ärzteschaft einen konzentrierten Angriff auf jegliche Krankheit gerichtet und unter dem Losungswort „Methusalem“ die erste Etappe zur Abschaffung des Todes in Angriff genommen. In einem Fünfundzwanzigjahrplan sollte das großzügige Projekt verwirklicht werden, wobei man natürlich der angestregten Mitarbeit der Bevölkerung bedurfte, um es erfolgreich durchführen zu können.

Jeder Tag des Jahres wurde einer besonderen Krankheit gewidmet. Unter Berufung auf ihren namhaften Schrecken wurden reichlich erfließende Spenden erbeten, nicht nur für die bekannteren, wie Herz-, Gefäß-, Lungenerkrankungen, für Krebsleiden und für verschiedene Arten der Epilepsie, sondern auch für seltene und höchst seltene, was sich zum Teil durch eine reiche Leidensvariation erklärt, zum Teil aber auch durch die Tatsache, daß das Jahr bereits damals schon 365 Tage hatte und diesen genügend viele Krankheiten entsprechen mußten. Man sprach von ihnen gewissermaßen wie von Feiertagen, wie man ehemals von Weihnachten, Ostern oder Pfingsten gesprochen hatte. Man erkundigte sich, was man am „Herzen“ (seinem rotvermerkten Tag im Kalender) vorhätte, ob man am „Krebs“ das Vergnügen haben werde, die Tante bei sich zu sehen, ob man am „Meningiten“-Kränzchen teilzunehmen wünschte.

Fernsehschauspieler und Verwaltungsräte wiesen mit bewegten Worten auf spezifische Krankheitsfälle in ihrer näheren Umgebung und in entfernteren Weltgegenden hin, wobei einer von ihnen sich im Manuskript verlas und vom „Spanischen Trochäus“ als einer im allgemeinen tödlich verlaufenden Virus-

krankheit sprach. Sei es nun, daß er von dem beschriebenen Schreckensübel tatsächlich hingerissen war oder daß er über eine durch viele Agentensitzungen geschulte, überzeugende Stimme verfügte — Tatsache ist, daß die Spenden gerade für diese „Krankheit“ so enorm waren, daß sie alle früheren um ein beträchtliches übertrafen. Offenbar war es die unbekannte Gefahr, die den Eifer der Beiträger förderte.

In weiser Voraussicht des Kommenden begann sich die psychologische Sektion der Ärzteschaft bereits mit neuen, seinerzeit anzuwendenden Berufskategorien zu beschäftigen. Langweilespezialisten wurden gründlich geschult und Zeitabschaffungsingenieuren unterstellt. Allein, ehe der Ausrottungszustand aller Krankheiten erreicht war, bedurfte man noch der Überzeugungsredner, die der rastlos arbeitenden Bevölkerung zuredeten, das Leben leichter zu nehmen, sich mehr Muße zu gönnen, gesünder zu essen und zu schlafen, tiefer nachzudenken und die Probleme des täglichen Lebens in Gemeinschaftsdebatten bei Tee und Cocktail zu erschürfen. Man berichtet von einem zeitgenössischen Weisen, der nach einem arbeitsreichen und erfolgreichen Dasein die Zwecklosigkeit seines Aufwandes eingesehen hatte und es sich dann unermüdlich sauer machte, der Bevölkerung den Segen der Gelassenheit und Meditation sowie die Vorteile einer sanskritischen Muße vor Augen zu führen, bis er vor Erschöpfung zusammenbrach und, mit vielen „Doctores Medicinae Honoris Causa“ überhäuft, begraben wurde.

Die Beseitigung sämtlicher Blinddärme war damals bereits obligatorisch. Auch sonst hatte man erhebliche Fortschritte gemacht. Die Auswechslung ganzer Unterschenkel durch plastische Knochen und der Ersatz zerstörter Zellenkolonien durch selbstatmende Nylongewebe ist zu bekannt, um sie hier zu erwähnen. Damals gelang es zum ersten Male, nicht nur Arterien durch elastische Schläuche zu deplacieren, sondern auch die sogenannten edlen Organe durch besser funktionierende umzutauschen. Es sind zahllose Fälle bekannt, in denen artifizielle Batterieberzen ihre Inhaber zu besseren Menschen gemacht hatten und wo man mit künstlichen Augen die Dinge erst in ihren natürlichen Verhältnissen sah.

Durch wissenschaftliche Kalorienkontrolle, kinetische Übungen, Beruhigungstabletten und Kalkulationsmaschinen, denen man seine Sorgen zur Verarbeitung und Lösung übergab, senkte sich der Blutdruck der Menschheit, bis man seiner überhaupt nicht mehr bedurfte.

Unheilbare Fälle wurden unterkühlt und in ernsten Fällen vereist, in der Hoffnung, sie nach Lösung aller medizinischen Probleme wieder in Angriff nehmen und einer endgültigen Heilung zuführen zu können. Jedem Spital waren solche unterirdischen Kühlmausoleen angeschlossen, und es war schon vorgekommen, daß so mancher noch junge Mann von seinem in der Zwischenzeit runzelig gewordenen Sohn, der vor der Vereisung seines Vaters noch ein Kind war, aufs freudigste wieder begrüßt wurde.

Im zwanzigsten Jahre war man endlich so weit, daß es nur mehr die durch prolongiertes Gähnen hervorgerufene Maulsperre, die dem Fernsehen zu verdankende Halsstarre und den Muskelschwund als Krankheiten gab. Die meisten Geistlichen hatten mittlerweile auf Psychiater umgesattelt, aber auch sie fanden sich nach der Erfindung des Gehirnumschaltungsprozesses ihrer Zukunft beraubt.

Als es unter großen Feierlichkeiten gelang, den Tod endgültig abzuschaffen, schlossen sich die internationalen Bestattungsindustrien in seltener Einmütigkeit zusammen und erwarben das nahezu unerschwingliche Abschaffungspatent, um die jahrtausendealte Tradition ihrer Bemühungen nicht zugrunde gehen zu lassen. Der Rest der Menschheit protestierte. Die Sache kam schließlich vor den Obersten Gerichtshof, namentlich weil sich die Ärzte den beredten Argumenten der Bestatter anschlossen; sie befürchteten, zufolge einer unmittelbar einsetzenden Arbeitslosigkeit der katastrophal um sich greifenden Maulsperre zum Opfer fallen zu müssen. Als die Whiskykonstrukteure als Zeugen einvernommen wurden, war der als „Morsvita“ in die Geschichte eingegangene Fall eindeutig entschieden. Gewisse Krankheiten wurden wieder bedingt zugelassen.

Die schlauesten Bürger ließen sich zwar sterben, aber durch die sogenannte phönixistische Methode wieder beleben und verjüngen, und da sie ihre Seele schon längst vorher verloren hatten, fühlten sie sich durchaus glücklich und selig.

Zehn"Jahre Freundschaftsheim

Von 1948 bis Mitte 1957 haben auf einem Hügelrücken bei Bückeburg etwa 850 Freiwillige aus 30 Ländern ein Stück Land, das früher Truppenübungs- und Schuttabladeplatz war, in Äcker und Gärten umgewandelt und haben dort drei Steinhäuser errichtet. „Hätte Arbeitslohn für die schweren Erdbebewegungen usw. gezahlt werden müssen“, sagt Pastor Wilhelm Mensching, der heute 70jährige Gründer und Leiter des Freundschaftsheimes, „so hätte er eine schwindelnde Höhe erreicht, ja, die Ausführung unmöglich gemacht.“ Das Leben dieser Freiwilligen, Menschen von 17 bis 70 Jahren, hatte Ähnlichkeit mit dem Leben in den Lagern des Internationalen Zivildienstes und der Nothelfer. Als Vorbilder für das Heim selbst dienten die Quäkerhochschule Woodbrooke bei Birmingham und die Internationale Volkshochschule von Peter Manniche in Helsingör (Dänemark). Auch empfand Mensching, der ehemalige Missionar in Deutsch-Ostafrika, seit seinen letzten Internierungsjahren in Indien (1919 — 1920) eine tiefe Bewunderung für die Pädagogik Gandhis, der in seinen Ashrams Freiwillige zu gewaltlosen „Menschen von Stahl“ ausbildete. Die Wunden des letzten Krieges ließen die Notwendigkeit der Gründung einer „Schule des Friedens“ besonders evident erscheinen, und in den vorbereiteten Boden, auch der Pfarrgemeinde, senkte der französische evangelische Pfarrer André Trocmé das Samenkorn, als er Pfingsten 1946 in der Petzener Dorfkirche von dem Wirken seiner Gemeinde in Le Chambon sur Lignon (Südfrankreich) erzählte. Sie war lange Jahre die Zuflucht für viele Flüchtlinge aus den Staaten der Diktatur gewesen; sie hatte während der deutschen Besatzungszeit 300 verfolgten Juden das Leben gerettet und 1945 die deutsche SS ebenfalls vor der Rache des Maquis beschützt. André Trocmé, der Enkel eines Petzeners Pfarrers, sagte zu Mensching: „Ihr müßt auch in Deutschland einen Mittelpunkt für Versöhnung und Friedensarbeit schaffen! Und das sollte hier geschehen.“ Wie Pastor Menschings Bedenken zerstreut, wie alle Schwierigkeiten gemeistert wurden, die Währungsreform, welche die getätigten Spenden auf 500 DM zusammenschmelzen ließ, die Umwandlung von 1,6 ha Ödland auf dem Weinberg (Galgenberg) in fruchtbares Ackerland, der Bau, angefangen mit der Errichtung der beiden „Nissenhütten“, die

von der britischen Militärregierung dem Verein Freundschaftsheim geschenkt wurden, bis zur Fertigstellung des dritten schmucken Steinhauses im Sommer 1957 — dies wäre der Stoff für ein modernes Epos.

Großen Dank schuldet das Heim seinen ausländischen Freunden. Das von dem jungen amerikanischen Ingenieur George Hogle gegründete „American Committee for Freundschaftsheim“ brachte die gesamte Bausumme für das schöne Haupthaus auf. 1954 übernahm es, zusammen mit der kleinen Freundesgruppe in Toronto (Kanada), die Kosten für den Bau des Lehrerhauses. William R. Hughes, der in beiden Weltkriegen sich sehr um die deutschen Kriegsgefangenen bemüht hat, bildete ein britisches Komitee; ihm verdankt das Heim Gastlehrer, die über die Verhältnisse in fernen Ländern berichten konnten. W. R. Hughes gab die Anregung zu der internationalen Weihnachtswoche, zu der Gäste, hauptsächlich Studierende, aus allen Erdteilen kommen.

• Jubiläum bei Rascher

Zu den schweizerischen Verlagen, deren Arbeit der ganzen deutschsprachigen Literatur zugute kommt, zählt Rascher in Zürich. Dort feiert man in diesem Jahr den 50. Geburtstag des Verlages und das 200jährige Bestehen der Buchhandlung Rascher. Wir senden unsere Grüße und besten Wünsche nach Zürich und gedenken dabei der Verdienste des Hauses, die es sich zuerst um schweizerische Dichter und Maler erworben hat, um dann immer mehr über die Grenzen zu greifen. Zu den ersten Autoren gehörten Spitteler, Walser, Faesi, und Eduard Korrodi, später kamen Max Huber, C. F. Ramuz u. a. dazu. Kellers gesammelte Werke erschienen in 10 Bänden, und 1926 eine dreibändige Pestalozzi-Ausgabe zum 100jährigen Todestag des großen Erziehers, der 20 Jahre später die zehnbändige Edition folgte.

Eine besondere Stellung erwarb sich Rascher durch die Veröffentlichungen von C. G. Jung, die inzwischen 29 Titel erreicht haben und nun in eine Ausgabe der Gesammelten Werke münden („Praxis der Psychotherapie“, 1958). Eine würdige Veröffentlichung des Jubiläumsjahres ist der Sammelband „Das Gewissen“ des C. G. Jung-Instituts, in dem so hervorragende Sachkenner wie Blum, Böhler, Jung, Rudin, Schär, Werblowsky und Zbinden zusammenarbeiten: „Der Mensch“, so heißt es dort, „ist keine in sich geschlossene Monade, sondern ein nach allen Seiten offenes Wesen. Er kann nur in der Gemeinschaft sein bestes Selbst realisieren... Das Gewissen als Funktion der ganzheitlichen Naturanlage ist Ausdruck auch des sozialen Aspekts. Nur deshalb warnt es vor den schlimmsten Ausschreitungen des Aggressionstriebes und der Grausamkeit, die als Arterhaltungsinстинkte auch dem Menschen mitgegeben sind.“ (Rudin)

An Jung schlossen sich andere Psychologen an, aber auch Übertragungen indischer Philosophen. Romain Rolland, Erich Kästner, Henri Barbusse, Maugham, Proust und Gustav Meyrink kennzeichnen die große internationale Linie, die Rascher heute verfolgt.

Lehren aus dem Nahost-Konflikt

Der panarabische Nationalismus

Mit dem Sturz Faruks gewann der panarabische Nationalismus in Ägypten ein geistiges und politisches Zentrum. Trotz der Gegensätze der einzelnen arabischen Staaten einte sie der gemeinsame Haß gegen die Existenz Israels. Bereits am 22. März 1945 wurde in Kairo die arabische Liga gegründet, die am 17. Juni 1950 durch einen kollektiven Beistandspakt militärisch unterbaut wurde. Dieser panarabische Nationalismus zielt auf die Schaffung eines Großarabischen Reiches, ein Bestreben, das in diesem Raum aus zweierlei Gründen realisierbar erscheint. Einmal fehlt Staaten wie dem Libanon oder Jordanien jede eigenstaatliche Tradition. Ihr Aufgehen in einer großen Einheit wird daher von der Bevölkerung nicht als Aufgabe eines nationalen Sonderseins empfunden. Die Kräfte zweitens, die einer panarabischen Einiung entgegenstehen, gehören zumeist einer sehr kleinen Feudalschicht an, die ihre Beziehungen zur Intelligenz und zu den gesellschaftlich führenden Kräften der jeweiligen Länder verloren hat. Damit aber wird die nationale Selbständigkeit von Staaten wie beispielsweise des Libanons oder mehr noch Jordaniens nur von dem jeweiligen Herrscher und seiner unmittelbaren Umgebung oder einer kleinen privilegierten Schicht getragen. Verschwindet sie wie beispielsweise im Irak, so entfallen damit auch die Verteidiger einer staatlichen Selbständigkeit gegenüber dem Panarabismus. Die Entwicklung, die sich im Augenblick im Libanon und in Jordanien sowie im Irak abspielt, dürfte nicht auf den Kreis dieser Staaten auf längere Dauer beschränkt bleiben. Die Verhältnisse in Saudi-Arabien, Kuwait oder im Iran sind äußerst labil und können dem Westen jeden Augenblick neue Überraschungen bereiten.

Mit der Bildung der Vereinigten Arabischen Republik hat die panarabische Bewegung einen ersten Schritt in Richtung der Verwirklichung ihrer nationalistischen Ziele unternommen. Die im westlichen Fahrwasser segelnde Arabische Union konnte sich demgegenüber nicht behaupten.

Sowjetische Interessen im Nahosten

Galt bis 1955 der Nahe Osten als ausschließliches Interessengebiet der Westmächte, so schob sich die Sowjetunion in diesen Bereich zuerst mit umfangreichen Waffenlieferungen ein. Ihre Taktik ist dabei folgende: Sie stachelt den arabischen Nationalismus an und bringt ihn, wo immer nur möglich, in Gegensatz zu den Westmächten. Jede Konfliktmöglichkeit und jeden Konfliktfall nimmt sie geschickt wahr, um den Trägern der panarabischen Bewegung jegliche Unterstützung zuzusagen. Während der Suezkrise intervenierte die Sowjetunion erfolgreich zugunsten Ägyptens, indem sie England mit atomaren Raketen drohte und es eigentlich dadurch erst zum Rückzug vom Suezkanal zwang. Auch in der jetzigen Nahostkrise hat Chruschtschow in seinem Brief an Eisenhower vom 19. Juli 1958 recht eindeutig auf die Möglichkeiten einer

kriegerischen sowjetischen Intervention gegen die Westmächte hingewiesen, wobei er im übrigen an die atomare Überlegenheit der Sowjetunion auf dem Gebiet der Raketenwaffen erinnerte, obwohl völkerrechtlich zum Unterschied von der englisch-französischen Aktion in der Suezkrise die Lage sowohl der Vereinigten Staaten von Amerika als auch Großbritanniens insofern nicht beanstandet werden kann, als die legalen Regierungen des Libanons und Jordaniens um Hilfe gebeten haben. Die Drohung der Sowjetunion dürfte somit weltpolitisch den Anspruch dieser Macht auf den Nahosten als sowjetisches Interessengebiet beinhalten. Mit anderen Worten also dehnt die Sowjetunion ihre Interessensphäre über die Abgrenzungen von Jalta hinaus aus. Dieses Vorgehen verrät ein sowjetisches Machtbewußtsein, das angesichts der sowjetischen Intervention in der sowjetischen Zone Deutschlands und in Ungarn den Westmächten zu denken geben müßte.

Eisenhower-Doktrin

Wenn die Vereinigten Staaten von Amerika und ihnen folgend Großbritannien im Libanon und Jordanien eingriffen, so erfolgte diese Unterstützung nicht auf Grund bestehender internationaler Verpflichtungen. Die am 9. März 1957 verkündete Eisenhower-Doktrin stellt die amerikanische bewaffnete Hilfe nur dann in Aussicht, wenn eine offene kommunistische Aggression vorliegt und sowohl das Opfer der Aggression diese Hilfe verlangt und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sie andererseits für notwendig hält. Um eine solche äußere Aggression hat es sich weder im Irak noch in Jordanien oder Libanon gehandelt. Vielmehr brechen sich hier Strömungen Bahn, die zunächst rein innerpolitischen Charakter tragen.

Die gesamten Vorgänge bieten deshalb auch ursprünglich keine rechtlichen Möglichkeiten der Befassung durch die Vereinigten Nationen. Zwar besagt Art. 34 der Charta der Vereinten Nationen, daß der Sicherheitsrat jede Streitigkeit oder jede Situation untersuchen kann, die zu einer internationalen Spannung führen oder zur Entstehung einer Streitigkeit Anlaß geben könnte, um festzustellen, ob die Fortdauer der Streitigkeit oder das Fortbestehen der Situation möglicherweise die Erhaltung von Frieden und Sicherheit in der Welt gefährdet. Eine solche Gefährdung ist nunmehr entstanden. Ihre Ursache liegt jedoch in der Intervention fremder Mächte in die innerpolitischen Auseinandersetzungen, ist also nicht primär außenpolitischer Natur.

Der sowjetische Konferenzvorschlag will das Mitspracherecht der Sowjetunion in Fragen des Nahen Ostens eindeutig klarstellen. Daß die Sowjetunion jedoch eine befriedigende Lösung nicht anstrebt, dürfte allein der Umstand erhellen, daß sie den japanischen Vorschlag, durch Erweiterung einer Beobachtergruppe im Libanon den Abzug der amerikanischen Truppen zu erreichen, durch ihr Veto verhinderte. In der ihr eigenen Unbekümmertheit will die sowjetische Diplomatie auf einer solchen Konferenz die Anklagerolle gegenüber dem Westen übernehmen und Schutzfunktionen für die panarabische Bewegung beanspruchen. Vielleicht ist der Hintergedanke des Konferenzvorschlages, unter Ausnutzung der nervösen Stimmung des Westens im Falle des Scheiterns dieser internationalen Konferenz unmittelbar Besprechungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika aufnehmen zu können.

Das Dilemma des Westens

Nach dem Umsturz im Irak glaubten die Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien unter sichtbarem Beiseitestehen Frankreichs intervenieren zu müssen, um nicht schwerste prestigemäßige Verluste nicht nur im Nahosten hinnehmen zu müssen.

Dennoch versprechen die von den Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien getroffenen Maßnahmen keinen Erfolg. Im Grunde beinhalten sie nichts anderes als das Scheitern der Nahostpolitik der Westmächte. Mit der Landung der Truppen ist keine Entscheidung getroffen, es sei denn, die Westmächte wollten sie dort auf unabsehbare Zeit belassen, was sicherlich nicht ihrem Willen entspricht. Dann aber ergibt sich das Problem, was nach dem Abzug der westlichen Truppen im Libanon und in Jordanien geschieht. Im Libanon wird vielleicht ein neutraler Präsident gewählt werden, der den Bürgerkrieg beendet und den Abzug der amerikanischen Truppen fordern wird. Das würde allenfalls eine Verlangsamung in Richtung auf die Vereinigung Libanons mit der Vereinigten Arabischen Republik bedeuten. Eine solche für den Westen im Grunde unbefriedigende Lösung aber bedeutet die englische Hilfeleistung in Jordanien noch nicht einmal. König Hussein gilt in arabischen Augen als Verräter an der gemeinsamen Sache. Mit dem Rückzug der fremden Truppen dürfte sein Schicksal besiegelt sein. Das bedeutet, daß dieselben Kräfte in Jordanien die Herrschaft antreten werden, die daran durch die englische Intervention gehindert werden sollten.

Auch der von den Westmächten vorgeschlagene Plan einer Verstärkung der Beobachtergruppen im Libanon entbehrt im Grunde der Logik. Denn diese Beobachtergruppe hat nur Sinn insoweit, als es sich um eine Einmischung syrischer Kräfte in den libanesischen Bürgerkrieg handelt. Andererseits ist klar, daß auch ohne deren Einmischung die Position des westlich orientierten Regierungssystems unhaltbar geworden ist. Mögen daher Konferenzen, welches Ergebnis sie auch immer erbringen, stattfinden, ein Gesichtsverlust als Folge der westlichen Intervention ist dennoch unabwendbar.

Verfehlte Strategie

Die zweite große Niederlage, die der Westen nach der Suezkrise nunmehr im Nahen Osten erleidet, sollte zu einer Überprüfung der westlichen Positionen überhaupt führen. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ein umfassendes Verteidigungsnetz um die Sowjetunion entwickelt, das augenscheinlich jedoch sowohl die militärischen als auch wirtschaftlichen Kräfte der Vereinigten Staaten von Amerika und der übrigen Westmächte überschreitet. In Abwehr gegen den Kommunismus haben die Vereinigten Staaten von Amerika Garantien an solche Länder gegeben, die wie beispielsweise der Iran, noch nicht einmal zur Selbstverteidigung auch in bescheidenem Ausmaße gewillt sind. Voraussetzung jeder politischen Garantie aber müßte einmal die Zustimmung des garantierten Staates sein und sodann der Wille, durch eigene Kräfte diesen Abwehrwillen auch sichtbar zu bekunden. Bleibt es bei der Vielfalt von Garantien, die vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika im asiatischen Raum gegeben haben, dann hängt es ausschließlich von der Entscheidung der Sowjetunion ab, wo sie einen Krisenherd schaffen will. Damit

aber zwingt sie den Westen, nach dort Kräfte zu entsenden, die wie beispielsweise im Nahen Osten, von der garantierten Bevölkerung abgelehnt werden. Durch Häufung von Krisensituationen bietet sich andererseits der Sowjetunion die Möglichkeit, die Westmächte nach und nach nervös zu machen und damit unter Umständen Möglichkeiten für sowjetische Interventionen an Stellen zu schaffen, die für den Westen lebenswichtig sind. Wie aktuell die Problematik ist, ergibt sich daraus, daß die Vereinigten Staaten von Amerika bereits stärkere Truppeneinheiten aus der Bundesrepublik zum Einsatz im Libanon abziehen mußten.

Der Westen wird daher die bisher eingegangenen Schutzversprechen überprüfen und den vorhandenen Kräften anpassen müssen. Das will heißen, daß im wesentlichen der Raum der NATO und des englischen Commonwealth unter allen Umständen und selbst auf die Gefahr eines dritten Weltkrieges hin, geschützt werden müssen. Es wäre verhängnisvoll und unverantwortlich, wenn sich die Westmächte jeweils vor sowjetischen Drohungen zurückziehen oder aber wenn ein dritter Weltkrieg aus Prestige Gründen an einer Stelle ausbrechen würde, die für die Westmächte nicht von lebenswichtiger Bedeutung ist.

Eine solche Strategie eines engeren bewehrten Raumes kann nur auf einer Politik aufbauen, die örtlich Verteidigungsstellungen schafft, die zumindest für einige Zeit kommunistische Aggressionen abwehren können. Eine solche Aufgabe könnte der Vereinigten Arabischen Republik zufallen, die in dem Augenblick, in dem sie sich in ihrem Bestreben auf Erringung der panarabischen Einheit von Gegenaktionen der Westmächte befreit sähe, eine selbständigere Politik gegenüber der Sowjetunion verfolgen würde. Die tragenden Schichten der Vereinigten Arabischen Republik und auch in den anderen arabischen Ländern wie beispielsweise im Irak sind nichtkommunistisch. Das erhellt sich daraus, daß Nasser zur Vereinigung von Ägypten und Syrien in dem Augenblick schritt, in dem in Syrien ein kommunistischer Umsturz drohte, dem Nasser durch die Vereinigung zuvor kam. Auch im eigenen staatlichen Bereich duldet Nasser den Kommunismus nicht. Der aus religiösen und sozialen Gründen sowie aus dem glühenden panarabischen Nationalismus genährte Antikommunismus würde daher auf die Dauer eine Stärkung des Westens bedeuten, in dem er die dort gebundenen Kräfte des Westens in weitestem Maße in den NATO-Bereich zurückführte.

Eine solche Politik würde allerdings die Westmächte vor schwerwiegende Entscheidungen stellen. Und zwar einmal im Hinblick auf Israel, dessen staatliche Existenz die Araber ablehnen, sodann auch auf die Lage in Nordafrika, das wiederum für die westliche Verteidigung von erheblicher Bedeutung ist. Heute noch streben Marokko, Algerien und Tunis einen staatlichen Zusammenschluß an und zwar im Gegensatz zu Kairo. Erst wenn die französische Politik bereit ist, die politische Entwicklung in Nordafrika den dortigen Kräften zu überlassen, wird sich u. U. ein selbständiger nordafrikanischer Staatenbund gegenüber der Vereinigten Arabischen Republik durchsetzen. Bleibt Frankreich bei seiner Integrationspolitik in der ein oder anderen Richtung, so werden jene Kräfte die Oberhand gewinnen, die sich stärker an Kairo anlehnen. Eine Entscheidung in Richtung eines großen panarabischen Reiches schließt daher notwendigerweise eine Lösung des Algerienproblems ein. Nur

am Rande sei vermerkt, daß in diese Überlegungen auch der Anschluß des Sudans an die Vereinigte Arabische Republik einbezogen werden müßte.

Der kürzlich in Frankreich lancierte Plan einer Neutralisierung des Nahen Ostens, der in der Konferenz mit Chruschtschow der Sowjetunion angeboten werden soll, ist aus zwei Gründen undurchführbar. Einmal besagt Neutralisierung in die realpolitische Sprache des Alltags übersetzt, Unterstellung unter den räumlich am nächstgelegenen mächtigsten Staat. Zweitens wird der arabische Nationalismus eine von außen ihm auferlegte Neutralisierung ablehnen, die notwendigerweise mit einer Fixierung bestimmter Grenzen verbunden sein müßte. Die von Frankreich vorgeschlagene Neutralisierung würde daher das gesamte Problem der panarabischen Einigung aufwerfen und damit der Sowjetunion neue Möglichkeiten bieten, Spannungen zwischen den Westmächten und den Arabern zu schaffen.

Das Natobündnis

Die Nahostkrise hat mit aller Deutlichkeit ebenso wie die Suezkrise bewiesen, wie eng das Bündnis der Natostaaten mit den anderen Bündnissen der Vereinigten Staaten von Amerika im Zusammenhang steht. Wiederum wurden Frankreich und die Bundesrepublik sowie die anderen Natopartner durch die Vereinigten Staaten von Amerika vor ein *Fait accompli* gestellt, das u. U. eine Entscheidung über einen 3. Weltkrieg beinhaltet. Für die Bundesrepublik ist die Situation um so ernster, als die Vereinigten Staaten von Amerika auf Grund der Deutschlandverträge militärische Einrichtungen in der Bundesrepublik auch für Einsätze praktisch außerhalb des Natobündnisses benutzen können. Damit aber schlägt jede kriegerische Verwicklung zwangsläufig auf die Bundesrepublik zurück.

Je stärker die Sowjetunion von ihrer atomaren Gleichrangigkeit oder infolge der Raketenentwicklung sogar Überlegenheit überzeugt ist, um so bedenklicher kann die Situation für Westeuropa werden, weil die amerikanische Abschreckungsthese an Bedrohlichkeit für die Sowjetunion verliert und sie u. U. damit rechnen kann, daß Angriffe mit konventionellen Waffen von den Vereinigten Staaten von Amerika auch nur mit solchen konventionellen Waffen erwidert würden. Hierdurch aber gewinnt die moderne und schnelle Aufrüstung der deutschen Bundeswehr größtes Gewicht nicht nur für die deutsche Sicherheit, sondern auch für den Weltfrieden.

Wenn sich die Westmächte in politischen Aktionen auf ein streng umrissenes Bündnisgebiet zurückverlegen, so bedeutet das keineswegs ein Desinteresse an den übrigen Staaten. Hier sollten vielmehr die Westmächte und zwar nach vorheriger Absprache durch Aktionen der einzelnen Länder Wirtschaftshilfen ohne alle politischen Auflagen in den weiten Räumen Asiens und Afrikas leisten. Denn indirekt schaffen sie sich dadurch auch eine unanfechtbare politische Position.

Rebellion auf Kuba

Kubas Rebellion ist für lateinamerikanische Verhältnisse etwas ungewöhnlich. Denn Aufstände sind in diesem unruhigen Erdteil im allgemeinen eine Sache von ein paar Tagen, oder längstens Wochen. Meistens erfolgen sie in wirtschaftlichen Krisenzeiten. Aber der Kleinkrieg des kubanischen Rebellenführers Fidel Castro dauert nun schon sechzehn Monate und Kubas Bevölkerung profitiert seit Jahren von einem „Boom“, wie es ihn in der Geschichte dieses Inselstaates noch nie vorher gab.

Amerikanische Zeitungen haben den Aufstand etwas spöttisch die „Baby-Revolution“ getauft, weil er seit geraumer Zeit droht, sich zu einer vollausgewachsenen Revolution zu entwickeln — aber es bisher nicht recht geschafft hat. Die Kubaner selbst nennen Fidel Castros Rebellion oft die „bestangezogene Revolution der Geschichte“ und spielen damit auf die wohlhabenden Geschäftsleute und Plantagenbesitzer an, die den Rebellenführer mit Geld und Waffen unterstützen.

Die Behauptung des Staatspräsidenten Fulgencio Batista, die Aufständischen seien „Kommunisten“, klingt deshalb recht unwahrscheinlich. Sie war auch in erster Linie für das Ausland bestimmt, vor allem für die Vereinigten Staaten, um dort die Anhänger Fidel Castros zu diskreditieren. Die kommunistische Partei Kubas, die mit 20 000 Mitgliedern zu den stärksten in Lateinamerika zählt, hat sich in diesen Konflikt bisher nicht eingemischt. Und man kann wohl auch kaum erwarten, daß sie jemals für die konservativen Kreise in der Aufstandsbewegung Sympathien empfinden wird.

Das einzige Ziel, auf das sich die aus sehr verschiedenartigen politischen und sozialen Gruppen stammenden Rebellen bis jetzt einigen konnten, ist der Sturz des ihnen verhaßten Diktators Batista und die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Demokratie. Aber die Verwirklichung dieses Zieles ist schwierig, denn Batista ist gegenwärtig, neben Rafael Trujillo, dem Staatshaupt der Dominikanischen Republik, der erfahrenste und älteste „starke Mann“ Lateinamerikas. Seit fast einem Vierteljahrhundert bestimmt er das politische Geschick seines Landes. Wie sein Widersacher Fidel Castro wurde auch Batista im östlichen Landesteil, der Provinz Oriente, geboren. Nach kurzem Schulbesuch trat er in die Armee ein. 1933 war er einer der Führer der sogenannten „Unteroffiziersrevolte“, durch die die damalige Regierung gestürzt wurde. In den folgenden Kabinetten hatte Batista als Oberkommandierender der Armee bereits alle Fäden in der Hand.

Kuba war schon damals in politischer Hinsicht ein heißes Pflaster. Die Weltwirtschaftskrise hatte dieses von seinen Zucker- und Tabakexporten lebende Land schwer getroffen. Die Lage der Plantagenarbeiter und des städtischen Proletariats war erbärmlich. Arbeitslosigkeit, Diskriminierung der farbigen Bevölkerungsgruppen und Hungerlöhne für diejenigen, die noch eine Stellung fanden, trugen zur allgemeinen Unzufriedenheit und zum Aufstieg der Kommunisten bei, die seither in der kubanischen Politik eine wichtige

Rolle spielen. Dazu kamen die Ressentiments gegen die nordamerikanischen Nachbarn, deren Kapital den Handel, die Industrien und einen großen Teil der Plantagen beherrschten. Der kubanische Arbeiter konnte auch nicht verstehen, daß die Vereinigten Staaten infolge der Wirtschaftskrise nicht mehr so viel Zucker von Kuba kaufen konnten, und daß außerdem die Preise für Kubas Rohstoffe immer schlechter wurden. Nach seiner Meinung war das nur Böswilligkeit der „nordamerikanischen Ausbeuter“, um sein Land noch mehr an die Vereinigten Staaten zu ketten.

In dieser brodelnden Situation fanden Batistas Parolen „Nieder mit dem Yankee-Imperialismus, verstaatlicht die amerikanischen Betriebe! — Kuba für die Kubaner!“ den Beifall der Massen. 1940 wurde der damals erst 39jährige Politiker mit den Stimmen der Kommunisten und Faschisten zum Staatspräsidenten gewählt. Doch die zuvor versprochenen sozialen Reformen blieben aus. Wie für viele andere Diktatoren in Lateinamerika war für Batista die Präsidentschaft in erster Linie ein gutes, persönliches Geschäft. Als mehrfacher Dollarmillionär verließ dieser zuvor bettelarme Bauernsohn nach vier Jahren sein Amt.

Bei den Wahlen von 1944 zeigte sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit Batistas Regime. Dr. Grau San Martin wurde zum Präsidenten gewählt, und 1948 folgte ihm der linksstehende Politiker Carlos Prío Socarrás. Aber auch unter diesen der Form nach demokratischen Regierungen blühte die Korruption. Politische Gegner wurden in den Straßen Havannas von Banden beseitigt, die Politiker der Regierungspartei angeworben hatten. Über hundert Menschen kamen damals auf diese Weise ums Leben.

Als Batista 1952, drei Monate vor den Neuwahlen, durch einen Staatsstreich an die Macht gelangte und sich selbst zum „provisorischen Präsidenten“ ernannte, war die Volksstimmung zunächst auf seiner Seite. Doch das änderte sich rasch wieder, denn Batistas neue Regierung stellte auch neue Rekorde auf dem Gebiet der Korruption und der brutalen Unterdrückung der Opposition auf. Trotzdem versuchten die Gegner Batistas zuerst einmal, auf dem Verhandlungswege freie Wahlen zu erreichen. Der Rotary-Club, die Vereinigung der kubanischen Rechtsanwälte, der Ärztesbund, die Studentenschaft und die Presse traten an Batista heran und forderten die Rückkehr zur demokratischen Staatsform — aber vergeblich.

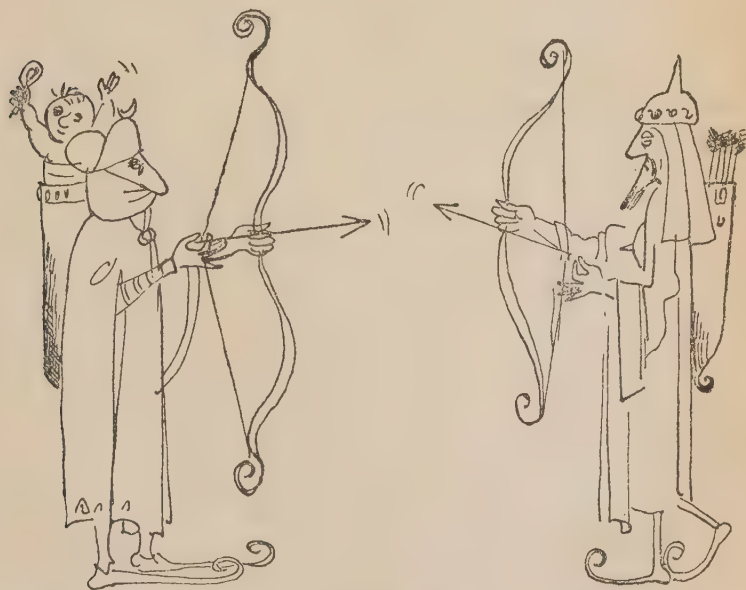
So kam es am 26. Juli 1953 zur ersten bewaffneten Rebellion in dem Gebiet, in dem sich traditionell Kubas Revolutionen abspielen, der Provinz Oriente. An der Spitze von einigen hundert Mann stürmte der junge Rechtsanwalt Fidel Castro Ruz die Kasernen der regierungstreuen Truppen. Aber der Aufstand wurde blutig unterdrückt und Fidel Castro mußte nach Mexiko ins Exil fliehen. Ein Jahr später fühlte sich Batista wieder stark genug, die Farce einer Volkswahl zu inszenieren, bei der er selbst als einziger Kandidat für die Präsidentschaft auftrat — und demgemäß natürlich für weitere vier Jahre gewählt wurde.

Aber diese Wahlkomödie führte zu einer weiteren Verschärfung des Widerstandes der Opposition, zu der vor allem die Geschäftskreise Havannas, Studenten und Professoren, das Bürgertum und Landarbeiter gehörten. Immer wieder griffen die Aufständischen Heeres- oder Polizeipatrouillen an, spreng-

ten Brücken in die Luft oder setzten die Plantagen von Anhängern des Diktators in Brand. Am 2. Dezember 1956 landete Fidel Castro mit 81 seekranken Anhängern nach einer stürmischen Überfahrt von Mexiko an der Ostküste, um persönlich die Führung dieses Bürgerkrieges im Westentaschenformat zu übernehmen. Von den ersten 81 Getreuen seiner „Widerstandsbewegung des 26. Juli“ sind während der letzten Monate dreißig gefallen und ebenso viele gefangengenommen und teilweise zu Tode gefoltert worden.

Aber trotzdem hat diese Partisanentruppe immer mehr an Stärke gewonnen. Heute soll sie etwa 1000 Mann zählen, die zwar schlecht bewaffnet sind, aber auf die Unterstützung von Zehntausenden rechnen können, die der Diktatur Batistas müde sind. In kleinen Gruppen operierend, führen die Rebellen unablässig einen Ermüdungskrieg gegen die Regierung. Doch für einen entscheidenden Schlag sind sie zu schwach. Sie können sich zwar in ihren Schlupfwinkeln in der Sierra Maestra und der Sierra del Christal behaupten und die umliegenden Gebiete der Provinz Oriente beherrschen. Aber der Westen und vor allem die Hauptstadt Havanna, die mit ihren Spielkasinos und eleganten Nachtclubs das „Paris der westlichen Hemisphäre“ genannt wird, hat Batista fest in der Hand.

Und hieran wird sich nichts ändern, so lange die 29 000 Mann starken und mit amerikanischen Waffen relativ modern ausgerüsteten Streitkräfte auf der Seite des Diktators bleiben. Zwar haben die Soldaten offensichtlich keine Lust, für Batista zu sterben und ihr Eifer im Aufspüren der Rebellen ist äußerst mäßig. „Wenn sie für ein Ideal kämpfen würden“, erklärte Fidel Castro vor kurzem gegenüber einem amerikanischen Korrespondenten, „dann hätten sie uns schon dreißigmal geschlagen. Aber man kann von keinem



Das Zweiparteiensystem: 1. Kommunalebene

(GÜNTHER SCHÖLLKOPF)

Mann erwarten, daß er für nur 35 Pesos im Monat stirbt!“ Castros Anhänger bekommen nicht einmal diese 35 Pesos Sold. Seine jungen Bauernsöhne aus der Sierra Maestra und Studenten erhalten keinen Centavo, und müssen oft tagelang hungrig und durstig marschieren. Aber solange sie glauben, für die Freiheit und Würde ihres Landes zu kämpfen, werden sie auch zum Sterben bereit sein. Die Tragik der Geschichte ist allerdings, daß vor 25 Jahren Batistas Anhänger genauso idealistisch ihr Leben riskierten — und damit nur zum Entstehen einer schlimmen Diktatur beitrugen. Wartet auf Castros Rebellen eine ähnliche Enttäuschung?

Bis jetzt hat dieser 31jährige Rechtsanwalt keine Ansprüche angemeldet, im Falle seines Sieges die Nachfolge Batistas anzutreten. Er will als „provisorischen Präsidenten“ den bisher wenig bekannten Richter Manuel Urrutia einsetzen, der sich gegenwärtig im Exil in den Vereinigten Staaten befindet und dann sobald als möglich freie Wahlen abhalten. Auch von seinen ursprünglichen Forderungen nach weitgehenden sozialen Reformen, einer Neuaufteilung des Bodens und damit Zerschlagung des Großgrundbesitzes, Nationalisierung der amerikanischen Betriebe und beschleunigter Industrialisierung spricht Castro heute kaum mehr. „Unser Kampf geht zunächst einmal um die Wiederherstellung der politischen Rechte unseres Volkes“, so hieß es kürzlich in einem seiner Flugblätter, „und erst danach folgt die Wiederherstellung der sozialen Rechte.“

Doch mit seinen sozialen Reformabsichten stößt Castro nicht nur im eigenen Lager bei konservativen Kreisen auf Ablehnung, sondern auch die Arbeiterschaft, um die die Rebellen werben, verhält sich indifferent und abwartend. Castros Aufruf zum Generalstreik, um Batista zur Abdankung zu zwingen, war ein klarer Fehlschlag, denn er erfolgte zum falschen Zeitpunkt. Kuba, der zweitgrößte Zuckerproduzent der Welt, profitiert gegenwärtig nach dem Urteil seiner Presse von dem „besten Boom in seiner Geschichte“. Seine Ausfuhren an Zucker, die zu neunzig Prozent nach den Vereinigten Staaten gehen, sowie die Exporte an Tabak, Kaffee und die Einkünfte aus dem Fremdenverkehr erreichten im vergangenen Jahr erneut Rekordhöhe. Das Volkseinkommen dieses Inselstaates von der halben Größe Westdeutschlands stieg auf 2,2 Milliarden Pesos. Das sind fast zehn Milliarden Mark! Und obwohl die Lebenshaltungskosten heute um 30 Prozent höher sind als 1953, geht es dem kubanischen Arbeiter besser denn je zuvor. Erst kürzlich wurden die gesetzlich garantierten Mindestlöhne beträchtlich erhöht. Diese besseren Lebensverhältnisse will die Arbeiterschaft nicht auf das Spiel setzen, zumal sie ja beim Befolgen des Streikaufrufes der Rebellen auch das Leben riskiert hätte, da die Regierung befohlen hatte, auf jeden Streikenden wie auf einen „tollen Hund“ zu schießen.

Batista wird schließlich auch von dem mächtigen Gewerkschaftsbund CTC unterstützt, der mit 1,2 Millionen Mitgliedern rund die Hälfte der gesamten kubanischen Arbeiterschaft umfaßt. Der Generalsekretär der CTC, der 44jährige Eusebio Mujal, ein kleiner, untersetzter Mann und blendender Redner, gab erst dieser Tage wieder eine Loyalitätserklärung an Batista ab: „Leute, die den Arbeiter gut behandeln“, erklärte Mujal, „verdienen auch, daß der Arbeiter ihnen die Treue hält“. Seitens der Rebellen wird Mujal allerdings

vorgeworfen, daß er von den jährlichen 20 Millionen Pesos staatlicher Unterstützung für die Gewerkschaftskasse eine beträchtliche Summe in seine eigene Tasche abgezweigt habe. Doch auch dies wäre für kubanische Verhältnisse nicht sonderlich belastend.

So sind die Armee, die Gewerkschaften und die wirtschaftliche Prosperität die drei Pfeiler, auf denen Batistas Herrschaft ruht. Und nach Ansicht zahlreicher Beobachter in Havanna besitzt dieser erfahrene Diktator die besten Aussichten, auch den Rest seiner Amtszeit, die im nächsten Jahr abläuft, im Präsidentenpalais zu verbringen.

ZUERST WERDEN WIR EINEN WAGEN HABEN

„Zuerst werden wir einen Wagen haben.“ —

Um schneller zu sein als die Zeit? Gut, was dann? —

„Dann werden wir eine Wohnung haben, später ein Haus.“ —

Um es mit Leere zu füllen? Gut, was dann? —

„Wir werden Television haben.“

Um die Sprache zu verlieren? Gut, was dann? —

„Wir werden alles haben, alles...“ —

Gut, was dann? Und was, übrigens, alles? Wurde nicht etwas vergessen? —

Verlorene Seelen. Tot schon lange Zeit,

Tot, ehe sie starben.

Jahr um Jahr zahlten sie ab,

Mit Geld, mit Hoffnungen, mit Jahren,

Das ganze Leben zahlten sie ab, Stück um Stück,

Da war nie etwas Ganzes.

Als sie anfangen wollten zu leben,

War das Leben vorbei,

Das konnte nicht abgezahlt werden,

Das konnte keiner kaufen in Raten,

Das floß dahin in stolzem Gleichmut,

Das rann aus der Hand,

War vergangen.

Walter Bauer

Die Wiedervereinigungsfrage in der Schule

Vom 18. bis 19. Juli 1958 fand in Heidelberg eine Arbeitstagung des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“ statt, bei der sich ein Arbeitskreis mit der „deutschen Frage im Unterrichtsfach Gemeinschaftskunde“ befaßte.

Es war dabei auffallend, daß die zahlreichen Pädagogen aus allen Teilen der Bundesrepublik, die in dieser Arbeitsgruppe zu Wort kamen, sich durchweg darauf beschränkten, in einem praktisch-methodischen Erfahrungsaustausch darzulegen, was in ihren Unterrichtsstunden, an ihren Schulen, in ihrem Lande alles getan werde, um den Gedanken der Unteilbarkeit Deutschlands in der Jugend lebendig zu erhalten. Eine breite Fülle von Einzelmöglichkeiten: Paketaktionen, Ausstellungen, Briefwechsel, Besuchsfahrten nach Berlin und an die Zonengrenze, Wiedervereinigungspfennig, Gedenkfeiern usw., wurde auf diese Weise ausgebreitet, aber der Eindruck war doch unabweisbar, daß niemand auf die Fragen einging, die 1. die grundsätzliche Basis betrafen, von der aus die Behandlung der Wiedervereinigungsfrage für den Lehrer der Gemeinschaftskunde heute zu einer echten inneren Aufgabe und Verpflichtung werden kann, und das 2. die Einordnung der Wiedervereinigungsfrage in eine grundsätzliche Sicht der jüngsten deutschen Geschichte zum Ziel hatten.

Entsprechende Diskussionsanregungen waren in den einleitenden Referaten gegeben worden, trotzdem blieb, wie der Leiter der Arbeitsgruppe am Schluß feststellte, hier eine auffallende „Lücke“.

Wie ist diese Lücke zu erklären? Ist es wirklich so, daß diese grundsätzlichen Fragen bereits gar kein Problem mehr für den Pädagogen sind? Oder haben wir es hier mit derselben Scheu zu tun, die so manchen Lehrer immer noch davon abhält, in seinem Geschichtsunterricht über das Jahr 1930 hinauszukommen? Die geschichtliche Einordnung des Wiedervereinigungsproblems führt zwangsläufig zurück auf die Kriegspolitik Hitlers, und die Besinnung auf die innere Basis einer politischen Erziehung, die den Gedanken der Wiedervereinigung heute lebendig erhalten will, muß sich mit dem nationalen Gedanken ebenso auseinandersetzen wie mit dem Kommunismus.

Sicher ist nicht jeder Lehrer der Gemeinschaftskunde bereit, sich politisch so weitgehend zu „exponieren“. Wenn wir aber der Klärung dieser grundsätzlichen Fragen aus dem Wege gehen, werden unsere Beteuerungen und Erkenntnisse zur Wiedervereinigung ebenso im Verschwommen-Gefühlhaften bleiben — wie unsere unterrichtliche Behandlung dieser Frage. Dann besteht die Gefahr, daß sich alles, was wir im Rahmen der staatsbürgerlichen Erziehung in dieser Hinsicht tun, unmerklich auf der Basis bundesbürgerlicher Selbstgerechtigkeiten aufbaut. Von da aus können dann unsere praktisch-sozialen Hilfsaktionen, Flüchtlingslagerbesichtigungen etc. bei den Betroffenen auch den fatalen Eindruck erwecken, als würden sie von der Höhe eines selbstzufriedenen Wirtschaftswunderglaubens mitleidig als die Bewohner eines

„unterentwickelten Landes“ betrachtet, ganz im Sinne der Hilfsaktionen der UNO für die „underdeveloped countries“.

Damit soll nichts gegen die Paketaktionen als Zeichen menschlicher Hilfsbereitschaft gesagt sein, es soll nur in Frage gestellt werden, ob sie wirklich so viel mit unserem *politischen Bewußtsein* zu tun haben, wie gemeinhin als selbstverständlich unterstellt wird.

Wenn es denen drüben einmal materiell wesentlich besser gehen wird — und die Entwicklung scheint ja in dieser Richtung zu laufen — was wird dann aus dem sozialen Mitleid als Grundlage unserer Aktivität für die deutsche Einheit? Was werden wir dann noch tun, um über bloße Lippenbekenntnisse zur Unteilbarkeit Deutschlands — bei gleichzeitiger stillschweigender Einsicht, daß die Teilbarkeit unseres Vaterlandes ja ein politisches Faktum ist und wohl noch lange bleiben wird — hinauszukommen? Der bloße Ausgleich des materiellen Wohlergehens ist sicher kein überzeugendes Ziel mehr für eine politische Erziehung zur „Wiedervereinigungs-Gesinnung“ — ganz abgesehen davon, daß dieser Ausgleich durchaus auch ohne eine staatliche Wiedervereinigung Deutschlands möglich ist, etwa durch rein wirtschaftliche Maßnahmen.

Vom Gesichtspunkt realpolitischer Chancen aus gesehen, ist diese ganze Frage der deutschen Wiedervereinigung auch durchaus nicht aktuell. Man kann ja deshalb auch immer häufiger die Ansicht hören, es habe bei der derzeitigen Weltlage überhaupt keinen Sinn, diese Frage im Rahmen des staatsbürgerlichen Unterrichts an den Schulen der Bundesrepublik jetzt besonders in den Vordergrund zu stellen.

All diese Fragen und Argumente weisen darauf hin, daß keine Klarheit darüber besteht, auf welcher politischen Grundlage und mit welcher pädagogischen Zielsetzung die Wiedervereinigungsfrage in die Gemeinschaftskunde eingebaut werden soll.

Die Besprechung der Wiedervereinigungsfrage im Gemeinschaftskunde-Unterricht kann doch auf keinen Fall von den jeweiligen tagespolitischen Möglichkeiten eines staatlichen Zusammenschlusses der beiden Teile Deutschlands abhängig gemacht werden. Erziehung ist ja wesentlich immer eine Erziehung für morgen und übermorgen, d. h. sie kann sich in ihrer Zielsetzung niemals von Augenblickssituationen bestimmen lassen, sondern muß auf lange Sicht, im Hinblick auf die möglichen Verhältnisse und Probleme, vor die die nächste und übernächste Generation gestellt sein können, arbeiten. Da kommen wir eben um eine *grundsätzliche* Besinnung nicht herum.

Wenn wir die Wiedervereinigung Deutschlands auf eine anständige, friedliche Weise erreichen wollen, dann müssen wir Lehrer uns ganz darauf einstellen, der nachwachsenden Generation jeweils die innere Einstellung und die politischen Voraussetzungen weiterzugeben, die es ihr möglich machen, die Wiedervereinigung am Tage X auch tatsächlich in anständiger Weise menschlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch zu verwirklichen.

Zu dieser Tradierungsaufgabe bis zu dem unbekannten Tag X gehört sicher auch ein Gefühl nationaler Verbundenheit über die Zonengrenze hinweg lebendig zu erhalten; aber nicht im Sinne eines kämpferischen Nationalismus, sondern einfach im Sinne einer mitmenschlichen Verpflichtung auf Grund gemeinsamer Volkszugehörigkeit. Die Deutschen drüben sind eben doch auf

Grund gemeinsamer Art und Sprache, gemeinsamer Schicksale und gemeinsamer geschichtlicher Schuld politisch gesehen immer noch unsere Nächsten, auf die uns das höchste christliche Gebot verpflichtet — ganz besonders was die Wiedervereinigung angeht. Denn die Deutschen drüben in der sowjetisch besetzten Zone haben in den Jahren bis 1945 nicht mehr und nicht weniger Schuld auf sich geladen als wir; daß sie die härtere Strafe getroffen hat und noch trifft, berechtigt uns nicht zu einer Haltung selbstgerechter Mildtätigkeit, sondern verpflichtet uns dazu, uns vor allem auch mit ihrer politisch-weltanschaulichen Not zu befassen und alles zu tun, um ihnen das Maß von freiheitlichem, menschenwürdigem Leben zu ermöglichen, das sie selbst wollen. Aber nur in dem Maße, in dem wir in der Bundesrepublik dieses freiheitliche und menschenwürdige Leben so, wie es von der Mehrheit der Bevölkerung drüben ersehnt wird, wirklich verkörpern, haben wir ein Recht, im Namen ganz Deutschlands von der Wiedervereinigung zu sprechen.

Das Bekenntnis zur Einheit Deutschlands kann, auf lange Sicht gesehen, nur dadurch glaubhaft bekundet werden, daß der Gedanke an die Menschen drüben für uns alle, für die Jugendlichen wie die Erwachsenen, so etwas wie ein ständiger Gewissensstachel und Anruf zu eigener Besinnung und Bewährung wird.

Wenn wir in die Versuchung geraten sollten, in der Bundesrepublik wieder ein politisch-militärisches Sendungsbewußtsein, etwa gegen den Osten, zu entwickeln — dann sollte uns die Erinnerung daran, welches Unglück wir mit den jüngsten Missionsaktionen unserer Geschichte gerade über die Millionen unserer Brüder und Schwestern im Osten unseres eigenen Vaterlandes gebracht haben, zur Besinnung bringen.

Wenn wir uns im Land des Wirtschaftswunders allzusehr zu verlieren drohen an die Sorgen um unser wirtschaftlich-materielles Wohlergehen, dann müßte uns der Gedanke an die innere Not und an die wirtschaftliche Abhängigkeit von den Machthabern des Staates drüben aufrütteln.

Wenn wir im Begriff sind, unsere Freiheit allzu egoistisch zu mißbrauchen und damit ihren Kredit zu untergraben — dann sollten wir uns daran erinnern, daß alle unsere heutigen Sorgen um unsere Brüder in der SBZ und um die Wiedervereinigung von Regimen verursacht wurden, die durch solchen Mißkredit der Freiheit hochgekommen sind.

Wenn wir uns allzuviel auf Titel und Stellung einbilden und bereits wieder den alten gesellschaftlichen Standesdünkel und den überholten Brimbamborum des studentischen Korporationswesens kultivieren — dann sollte uns Beschämung beschleichen bei dem Gedanken, daß wir damit nur unsere politische und menschliche Rückständigkeit und unsere Unterlegenheit sogar gegenüber den Bedrückern unserer Brüder im sogenannten sozialistischen Lager bekunden.

Wenn wir uns in konfessionellen Machtkämpfen um Posten- und Stellenbesetzungen zerstreiten — dann sollten wir daran denken, daß drüben Katholiken und Protestanten brüderlich den gemeinsamen Glauben bezeugen und verteidigen müssen.

Wenn wir parteipolitischer Rechthaberei und doktrinärem Starrsinn verfallen wollen — dann müßte uns das Bewußtsein zügeln, daß wir damit nur Wasser auf die Mühlen der Verfechter einer staatlichen Einheitspartei leiten.

Wenn wir manchmal in unserer freiheitlichen Demokratie nur ein freies Feld sehen für die rücksichtslose Durchsetzung unserer Gruppeninteressen, auch gegen das wohlverstandene Interesse des Ganzen — dann sollten wir bedenken, das wir damit dem kommunistischen Zwang zum Staatskollektivismus, unter dem die Deutschen drüben zu leiden haben, eine innere Rechtfertigung geben.

Auf der Grundlage einer solchen selbstkritischen Einstellung kann die Idee der Wiedervereinigung Deutschlands zu einem menschlich und politisch vertretbaren und auch für die Welt überzeugenden Prinzip der staatsbürgerlichen Erziehung unserer Jugend werden. Erst wenn wir auf diese Weise das Unsere tun, um eine klare politisch-moralische Solidarität aller Deutschen zu schaffen, wird auch der Druck auf die Weltmeinung so stark werden, daß man die Einheit und Zusammengehörigkeit der Deutschen als eine politisch unverdächtige Tatsache endgültig akzeptieren muß.

Im Einzelnen wird sich von da aus dann auch die innere Auseinandersetzung unserer Jugend mit der kommunistischen Welt als entscheidende Aufgabe stellen. Denn die zwei naheliegendsten Lösungen des Wiedervereinigungsproblems, die Konföderation mit der DDR und die Wiedervereinigung durch freie Wahlen, setzen beide voraus, daß die heranwachsende Generation bei uns in der Lage ist, in Diskussionen mit geschulten Kommunisten zu bestehen.

Wer hat sich im Bereich der politischen Erziehung in der Bundesrepublik überhaupt schon einmal ernsthaft mit der Aufgabe befaßt, vor welche politischen, wirtschaftlichen, sozialen und menschlichen Probleme uns der Tag der Wiedervereinigung einst stellen wird?

Nehmen wir nun einmal an, irgendeine günstige politische Situation würde in den nächsten Jahren den Tag X so oder so herbeiführen: das würde uns angesichts der derzeitigen Kluft zwischen den Menschen hüben und drüben, ihren verschiedenen wirtschaftlichen Gewohnheiten und Erwartungen, ihrer verschiedenen Arbeits- und Gesellschaftswelt, ihrer verschiedenen Haltung gegenüber Staat, Gemeinschaft und Gesellschaft vor ungeheuerere Probleme stellen, denen wir z. Z. wohl in keiner Weise gewachsen wären — die Jugend am allerwenigsten.

Die größte Gefahr für die Wiedervereinigung ist heute schon die Tatsache, daß sich die Jugend diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs immer weiter auseinanderlebt. Es ist eine beängstigende Erfahrung für jeden, dem die Wiedervereinigung am Herzen liegt, wie oft sich jugendliche Flüchtlinge heute schon bei ihren Altersgenossen in der Bundesrepublik in einer völlig fremden Welt fühlen und wie viele sich nach einiger Zeit enttäuscht von den politischen und gesellschaftlichen Formen des Lebens bei uns abwenden.

Neulich fragte mich ein junger ostzonaler Lehrer, der vor allem aus religiösen Gründen geflohen war und seit einem Jahr in Westdeutschland lebt, sehr erbittert und enttäuscht: „Wo gibt es denn hier das Christentum, von dem alle Ihre Zeitungen und Reden voll sind? Drüben war die christliche Gemeinschaft und die aktive Nächstenliebe in der Gemeinde viel lebendiger, hier aber, wo das Christentum Staatsreligion ist, gibt es überall den krassen Materialismus und konfessionelle Machtkämpfe darüber, ob ein Katholik

oder ein Protestant Stadtbaumeister oder Schulrat werden darf. Wo bleibt das wirkliche Christentum der Tat?“

Die christliche Jugend der Bundesrepublik muß sich dieser Frage stellen, so wie sich die ganze Jugend den zum Teil sehr unangenehmen Fragen stellen muß, die von den Altersgenossen drüben jetzt schon und erst recht am Tage X gestellt werden. Es ist m. E. eine entscheidende Aufgabe unseres Gemeinschaftskunde-Unterrichts, die Jugend hier zu überzeugenden Antworten auf die Fragen der Jugend drüben instandzusetzen. Wenn unser Bekenntnis zur Einheit Deutschlands mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis sein soll, dann müssen wir diese Fragen sogar weitgehend in den Mittelpunkt der politischen Erziehung unserer Jugend stellen.

Erst wenn wir Erwachsene zusammen mit der Jugend bereit sind, diese Antworten in der Form von Taten überzeugend sichtbar zu machen — dadurch daß wir alle dabei mithelfen, einen sauberen, humanen, freiheitlich-sozialen Staat zu schaffen, der auch die Menschen drüben überzeugt — erst dann bereiten wir die Wiedervereinigung so intensiv vor, daß dann am Tage X nur noch äußerlich vollzogen werden muß, was innerlich schon Umriß und Gestalt angenommen hat.

Der staatlichen Einheit muß die Bemühung um eine gemeinsame Basis für das Zusammenleben der Menschen diesseits und jenseits der Zonengrenze vorausgehen. Das kann natürlich nicht so geschehen, daß wir die kommunistische Weltanschauung mit unserer freiheitlich-christlichen Einstellung mischen; die Wiederherstellung einer inneren und äußeren deutschen Einheit ist nur dadurch möglich, daß wir jetzt schon ständig im Hinblick auf den Tage X unser eigenes politisches und gesellschaftliches Leben so gestalten, daß die Bewohner der Zone aus innerer Überzeugung bereit sind, sich einzugliedern und daß auch die drüben Angesteckten sich mit der Zeit überzeugen lassen, daß bei uns keine kapitalistisch-klerikale Cliquenwirtschaft herrscht, sondern daß die politische Willensbildung nach dem Gewicht der Argumente und Fähigkeiten auf eine saubere und faire Weise vonstatten geht.

Der Jugend für diese Aufgabe die Augen zu öffnen und sie, statt mit bloßer Anti- und Kreuzzugsideologie, mit dem ehrlichen Willen zur inneren Überwindung der kommunistischen Ideen durch aktive Mitarbeit am Aufbau eines sauberen demokratischen Staates zu erfüllen, das ist vielleicht unsere entscheidendste Erziehungsaufgabe heute.

Die Jugend muß lernen, in diesem Sinne jetzt schon jede Begegnung mit einem Menschen von drüben als eine Art Vorübung anzusehen für die große Aufgabe, die uns alle am Tage X erwartet. Wenn dieser Tag erst in der übernächsten Generation kommen würde, müßte auch jene Generation innerlich darauf vorbereitet sein, die deutsche Wiedervereinigung ohne dumpfe Ressentiments und nationale Leidenschaften auf eine klare, anständige, menschlich und politisch überzeugende Weise zu realisieren.

In diesem Sinne kann der Gedanke an die Wiedervereinigung unseres Volkes tatsächlich so etwas wie der Konzentrations- und Integrationspunkt für unsere ganze, etwas zusammenhanglose politische Bildungsarbeit in der Schule werden.

Es gilt, im wahrsten Sinne des Wortes, aus der Not eine Tugend zu machen.

Geständnisse eines Autors

I

Abgesehen davon, daß es ungewöhnlich ist, wenn ein Autor öffentlich zum erschienenen Buch und den Kritiken darüber Stellung nimmt, dürfte es auch kaum angebracht und meistens recht geschmacklos sein, da eben das Buch von seinem Erscheinen ab der Öffentlichkeit gehört. Ausschließlich diese allein bestimmt den Wert oder Unwert des Werkes.

Doch hier geht es um ein besonderes Problem, das DRITTE REICH UND DIE JUDEN nach einem verlorenen Krieg, den Nürnberger Prozessen, unzähligen Entnazifizierungsverfahren und anderen Nachkriegerscheinungen auf deutschem Boden, die jeder auch nur halbgebildete deutsche Bürger hinlänglich kennt, selbst erlebte, verabscheut und mißbilligt oder anerkennt.

Es handelt sich bei diesen Zeilen also ausschließlich um das oben erwähnte Problem — besser ausgedrückt vielleicht — um den Alldruck jenes Problems und die daraus resultierenden Komplexe.

Kurz etwas pro domo: Bevor mein Kollege Léon Poliakov und ich überhaupt an das Buch „Das Dritte Reich und die Juden“ (erschieden im arani-Verlag, Berlin 1955) herangingen, beratschlagten wir lange über die Art und die ganze Konzeption der bevorstehenden Arbeit. Sollte man auf Grund des gesammelten, sorgfältig studierten und analysierten Materials, das in unzähligen Dokumenten bestand, eine synthetische Studie veröffentlichen, oder dem Leser unter Umständen lieber die Originale gewissermaßen im Rohzustand vorsetzen?

Gott sei Dank entschlossen wir uns zu letzterem. Weshalb „Gott sei Dank“? Nun, während der Vorarbeiten und besonders später bei der Zusammenstellung und Auswahl des Dokumentenmaterials wuchs die Überzeugung, daß eine synthetische Studie für sehr viele Leser schon eine Stellungnahme bedeuten oder ihr doch gleichkommen würde. Dies um so mehr, weil Léon Poliakov in Leningrad geboren und in Frankreich erzogen wurde, während ich zwar in Deutschland geboren, jedoch in Krakau (Galizien!) erzogen worden bin. Poliakov geriet in Gefangenschaft, und ich landete in Auschwitz. Doch haben wir noch eine andere gemeinsame jüdische Nachkriegs-Eigenschaft: unsere Familien sind ausgerottet. Was also hätte wohl näher gelegen, als uns Ressentiments, Erbfeindschaft, Haß oder andere menschlich verständliche Eigenschaften und Einstellungen vorzuwerfen?

Es blieb also dabei: *ausschließlich Dokumente*, und zwar *nur deutsche Dokumente!* Ferner mußten wir absolute Objektivität wahren und unsererseits den Dokumenten lediglich Titel und Vorwort hinzufügen.

Das letzte Kapitel reservierten wir den Dokumenten der Solidarität. Wir wollten dartun, daß es auch Hilfe gab und Proteste gegen die Schandtaten eines totalitären Regimes.

Wir glaubten, im festumrissenen Rahmen das menschlich Mögliche getan zu haben.

II

Das Buch erschien. Die Presse brachte laufend Besprechungen. Ein Büro für Zeitungsausschnitte schickte alles, was sich mit dem Erscheinen des „Das Dritte Reich und die Juden“ befaßte. Unzählige Besprechungen, Kritiken, Glossen, Notizen, Leserbriefe und Rundfunksendungen setzten sich mit dem Buch auseinander. Neugierig — sehr neugierig sogar — wurden die Ausschnitte aus großen und kleinen Zeitungen oder Zeitschriften, aus Städten oder Städtchen, studiert und gesichtet. Bald brachte die Post auch private Briefe ins Haus. Schreiben von Politikern, Pädagogen, Schriftstellern, Gelehrten und ganz gewöhnlichen Sterblichen der Bundesrepublik Deutschland. Sie alle lobten das Buch mit Worten wie „ein wichtiges Werk“, „sehr nützliches Buch“. Einige nannten es gar ein „klassisches Dokumentar-Werk“.

Kritiken über das eigene Werk liest wohl jeder mit größter Aufmerksamkeit. Das Echo, welches dieses Buch in Deutschland fand, war aufschlußreich. Nicht nur, was den Inhalt, sondern vor allem die . . . „rassische“ Zugehörigkeit des jeweiligen Schreibers anlangte. Unschwer ließ sich nämlich feststellen, daß 70 — 80 % der Besprechungen ziemlich einheitlich in einem ganz bestimmten Ton gehalten waren. Man stutzte, fand es vielleicht seltsam, doch ganz „demokratisch“ und „wohl in Ordnung“. Die übrigen 20 — 30 % der Kritiker schlugen eine andere Tonart an. Gewöhnlich stellten sich Letztere bald als „Volljuden“, „Viertel- oder Halbjuden“, vielleicht gar als „Achteljuden“ heraus. Weitere Ahnenforschung ließ sich nicht bewerkstelligen und wäre 10 — 12 Jahre nach der Vernichtung zahlloser Abstammungs-Nachweis-Stellen zu mühsam gewesen. Sie also übten Kritik an gewissen Buchstellen. Einer von ihnen — ein Volljude — sorgte auch dafür, keinen Leser mehr im Zweifel darüber zu lassen, daß es sich bei beiden Autoren erstens um Ausländer und zweitens um Juden handelt. Außerdem bemerkt er noch, selbstverständlich hätte ein deutscher Historiker so ein Problem weit besser anzupacken gewußt. In seinem Eifer muß dieser Herr gänzlich übersehen haben, daß beide Autoren im Vorwort *den Mut aufbrachten*, klipp und klar ausdrücklich auf ihr Judentum hinzuweisen. Oder sollte er etwa diese Tatsache geflissentlich übersehen haben?

III

Auf Seite 191 des Buches offenbart ein Dokument, wie außerordentlich nonchalant oft Dinge — etwa die Liquidation der Juden — behandelt wurden. Der Unterzeichnete — Dr. Otto Bräutigam — bekleidete zur Zeit der Buchveröffentlichung einen hohen Posten im bundesrepublikanischen Außenamt. Auf eine offizielle Anfrage des Bundestagsabgeordneten Dr. Menzel hin entwickelte sich die sogenannte „Affäre Bräutigam“.

Die gut funktionierende Zeitungsausschnitt-Firma lieferte darauf eine wahre Sturzflut von Artikeln, Notizen und Glossen, die im Archiv inzwischen zu einem dicken Ordner anschwellen.

Macht man sich die Mühe, dieses Ausschnitt-Material einer gründlichen Analyse zu unterziehen, gelangt man unweigerlich zu einem verblüffenden Schluß. Offenbar wurde die Einstellung der Zeitungen und Zeitschriften durch den Erscheinungsort des Blattes oder die Parteizugehörigkeit des Kommentators bedingt und beeinflusst. Großstadtzeitungen der Bundesrepublik behandelten die Sache ziemlich emotionell und protestierten; kleinere Provinz-

blätter gaben vor, „sachlich“ zu sein, und strebten, dem *Fachmann* seine Position zu retten.

Während die „Bräutigam-Affäre“ noch Wellen schlug, hielt sich der Verfasser — aber nicht etwa der Affäre wegen — zweimal in Bonn auf und konnte feststellen, daß seine prähistorischen Ausgrabungen — man hielt sie *irrtümlicherweise* für sein besonderes Steckenpferd — von vielen jubelnd begrüßt wurden. Andere wollten wissen, weshalb er derartige Dinge auführe. Sie meinten melancholisch, „man solle endlich damit aufhören“. Oder sie schwiegen verschnupft. Eine dritte Kategorie verhielt sich *positiv-neutral*. Die Ersten waren SPD-Leute und „professionelle“ Demokraten; die zweite Gruppe gehörte konservativen Kreisen an (eine „Nationale“ à la Weimar gibt es in der Bundesrepublik Deutschland nicht). Letztere aber kamen — jedenfalls im allgemeinen — aus dem Lager der CDU.

Auch die Ostpresse beschäftigte sich mit der „Affäre“. Im Goebbelsbüro der SED fanden Pressekonferenzen statt, und es kam zu manchem anderen friedliebenden Tam-Tam. Plötzlich verspürte man das unheimliche Gefühl, dort protestierte auf einmal Workuta gegen Auschwitz.

IV

Dem „Das Dritte Reich und die Juden“ folgte ein Jahr später im Berliner arani-Verlag „Das Dritte Reich und seine Diener“. Der vom totalitären Regime verübte Massenmord an unschuldigen Menschen sollte ein wenig genauer beleuchtet werden. Zu diesem Zweck wurden drei wichtige Instanzen eines jeden Staates — *Auswärtiges Amt, Justiz und Wehrmacht* — herausgegriffen und nach ihnen die Kapitel des Buches benannt.

Das Ausschnittbüro trat wieder in Aktion. Inzwischen hatte sich die Situation geklärt, war eindeutiger und übersichtlicher geworden. Das Gemüt der Kritiker und Rezensenten schien gelockterter, ihre Komplexe gelöster. Sie wurden mutiger. Einer gewissen Komik entbehrt das alles aber auch jetzt nicht.

Nach einigen Monaten gründlichen Studiums ließ sich erkennen, daß ehemalige Offiziere sich offenbar besonders eifrig mit dem Kapitel „Auswärtiges Amt“ beschäftigten, um es dann zu loben. Juristen hingegen — oft waren sie wohl auch lediglich mit Juristen verwandt — interessierten sich vorzüglich für das Kapitel „Wehrmacht“ und wußten viel Schmeichelhaftes darüber zu sagen. Einstige hohe Beamte im weiland Auswärtigen Amt der Wilhelmstraße bekundeten ihr Entzücken über die beiden Kapitel „Justiz“ und „Wehrmacht“. Um das noch mehr zu unterstreichen, verfaßte einer jener Herren sogar zwei Artikel darüber.

Genau wie schon beim ersten Band bereitete jedoch das Studium der aus „volljüdischer“ Feder stammenden Elaborate auch beim zweiten Band am meisten Vergnügen. „Volljuden“ (der Ausdruck stammt nicht vom Schreiber dieser Zeilen) bemängelten vor allen Dingen den Stil (beide Autoren sind ja Ostjuden!); das Vorwort lasse viel zu wünschen übrig; die Titel seien nicht eben geschickt gewählt; von allen anderen Fehlern und Mängeln rede man besser überhaupt nicht . . .

Liest man derartige Besprechungen, begreift man erst recht, daß eine schriftstellerische Betätigung in der Bundesrepublik Deutschland doch manchmal viel angenehmer sein kann, wenn man nur eine jüdische Großmutter aufzuweisen

hat. Tempora mutantur — immerhin ein markantes Resultat der glorreichen Reeducation.

Ein anderer Glaubensgenosse war recht witzig. Er schimpfte weidlichst darüber, daß Poliakov-Wulf der Welt dauernd Judenmorde vorsetzten. „Hitler hat doch nicht nur Juden ermordet“, doziert er mit wahrer Kolumbus-Vision.

Weshalb allerdings ausgerechnet ehemalige Kadidaten hinsichtlich der Gaskammern Komplexe haben sollen, ist recht unverständlich.

V

Jene Diener des Dritten Reiches scheinen begeisterte Briefschreiber zu sein. Ihre Schuld ist es, wenn sich der arme Briefträger inzwischen zu einem verbissenen Gegner des Buches ausgewachsen hat. Nicht nur die Anzahl der Briefe übersteigt alles Vorstellbare, sondern sie sind auch oft sehr dick, denn sie enthalten manchmal ganze Leitzordner mit eidesstattlichen Versicherungen im Original oder Fotokopie (selbstverständlich vorsorglich beglaubigt).

Was man aus den Unterlagen dann alles erfährt, ist erstaunlich. Offenbar erblickten die Beamten des tausendjährigen Reiches ihre vornehmste Pflicht darin, möglichst viele Juden vor dem Tode zu bewahren. Ungeachtet dessen, daß sie sich und ihre Familien gefährdeten, gelang es einigen von ihnen — für welche dekorativen Zwecke sei dahingestellt — ein paar Rabbiner zu retten. Diese Herren erhielten ihren Juden aber nicht nur das nackte Leben, sondern sie versorgten sie auch noch mit dem nötigen Kleingeld.

Nach gewissenhafter wissenschaftlicher Analyse muß man an Hand so einwandfreien Beweismaterials — eidesstattliche Erklärungen — feststellen, daß

- a) die Beamten des Dritten Reiches mehr Juden retteten, als umgekommen sind
- b) ein erheblicher Prozentsatz dieser Beamten bei Hitler nur in Amt und Würden blieb, um so die Möglichkeit zu haben, mehr Juden das Leben zu retten.

Rückblickend möchte man heute fast sagen, die Epoche von 1933 bis 1945 zeichnet sich durch übertriebene in die Tat umgesetzte christliche Nächstenliebe aus.

Aber die Briefe enthalten nicht nur statistisches Material. Einige stammen sogar von einem Himmler-Intimus. Ihm oblagen wichtige Arbeiten, die unter „Geheime Reichssache“ liefen. Heute beginnen seine Episteln an einen der Autoren mit „sehr verehrter . . .“ und enden mit „Ihr sehr ergebener . . .“ Nach drei schweren Operationen aus dem Krankenhaus heimgekehrt, erhielt ich ein Extraschreiben voll überdimensionaler Höflichkeit und innigster Freude darüber, daß ich weiterleben und weiterarbeiten könne.

Ein fast zum Blutordensträger gewordener ehemals recht berühmter Botschafter bot den Autoren seine Dienste an, da er viel, sehr viel, berichten könne. Bevor ihm noch geantwortet wurde, schickte er bereits Unmengen von Material. Übrigens übertrieb er wohl genau wie jeder andere Kollaborateur.

Welche Enthüllungen mögen folgen, was für neue Perspektiven sich öffnen und anbahnen, wenn erst der dritte Band — er ist in Druck — „Das Dritte Reich und seine Denker“ erscheint?

Kasimir Edschmid

Ein Lebenswerk, das in über vierzig Jahren gewachsen, von dem Teile in elf Sprachen übersetzt sind, und das noch keineswegs abgeschlossen ist, kann nicht auf wenigen Seiten gewürdigt werden. Es kann sich bestenfalls darum handeln, tragende Gedanken, einzelne Facetten, in vielfältigen Formen und Ausdrucksgebungen wiederkehrende Ideen eines solchen Schaffens zu zeigen und zu versuchen, aus ihnen einigermaßen glaubhaft das Porträt eines Schöpfers herauszubilden, der noch nicht denkmalhaft entrückt erscheint, sondern der noch ganz „zu uns“ gehört; der zur Repräsentanz literarischer und akademischer Tagungen zählt; dem wir zuhören, wenn er vorträgt, kritisiert, anregt und beurteilt; dessen unwandelbar gleicher Kollegialität, bedachten Rates und weitherziger Hilfsbereitschaft wir mit einer vielleicht etwas allzu großen Selbstverständlichkeit, aber auch mit einer nicht weniger großen Dankbarkeit sicher sein dürfen; und mit dem wir uns schließlich freuen, wenn ihm, dem heute Achtundsechzigjährigen, eine Ehrung zuteil wird, an denen es seit 1945, nach Jahren der Verfemung und Verketzerung durch das nazistische Analphabetentum nicht gefehlt hat.

Doch bei aller Nähe der Persönlichkeit, die Abstände aufhebt, ohne daß dabei die Distanz verloren geht, sind wir uns bewußt, in welchem Grade Kasimir Edschmid bereits ein Stück deutscher Literaturgeschichte darstellt, so wenig er sich auch je ein Air dessen gibt, wie es etwa Stefan George getan hat, der erwartete, daß man jede seiner Äußerungen als zeitenrücktes Dogma entgegennahm. Edschmid ist ein Stück Literaturgeschichte, aber es würde ihm nie einfallen, von seinem Gegenüber diese Erkenntnis zu fordern.

Am 10. Mai 1933, dem Tage der nazistischen Bücherverbrennung, dessen fünfundzwanzigjährige Wiederkehr vor kurzem in Hamburg durch den PEN-Club der Bundesrepublik als gleicherweise trübster wie wichtigster Gedenktag des Jahres begangen wurde — als Gedenktag der bewußten Ausrottung der dichterischen Qualität: an jenem Tage wurden auch sämtliche Werke Edschmids durch den verhinderten Schriftsteller Goebbels und seine akademischen Helfershelfer den Flammen überantwortet. Und daß Edschmid „verbrannt“ und damit erledigt wurde, war fast selbstverständlich, denn er hatte sich nicht nur in öffentlichen Erklärungen gegen den Antisemitismus als die treibende düstere Gewalt des beginnenden Unheils gewandt; er war nicht nur der erste Paladin des Expressionismus gewesen, dessen Prosastil er, nach einer Formulierung Fritz Usingers, überhaupt erst geschaffen hat, sondern er hatte 1918, in den Tagen des verlorenen Krieges, in mehreren Städten Schwedens einen Vortrag gehalten, der in der Feststellung gipfelte, der dichterischen Jugend Deutschlands gelte die Brüderlichkeit unter den Menschen mehr als die Kanonen. Er hatte — und das allein schon „rechtfertigte“ bereits das Verdikt gegen ihn — dem allverstehenden Frieden das Wort geredet: dem Verstehen des Anderen; der Anerkennung anderer Völker und Kulturen; dem lebendigen In-Beziehung-Setzen des deutschen Geistes zu fremdem Geist. Überall wollte er zuerst den

Menschen sehen: vielleicht läßt sich das „Programm“ im Schaffen Edschmids etwas summarisch auf diese Formel bringen. Er repräsentierte europäischen Geist, als es noch nicht üblich war, sich selbst als Europäer zu gerieren, indem man einigemale am Tage das Wort Europa von sich gab. — Nach 1933 hätte Edschmid allerdings die hoffnungsvollen Sätze seiner schwedischen Rede nicht wiederholen können; nach 1945 aber hat er sich zu diesem Thema und zu dieser Hoffnung nicht mehr geäußert — möglicherweise ließen ihn die Skepsis und die Erfahrungen schweigen.

Edschmid hatte zunächst nicht die Absicht, Schriftsteller zu werden, sondern Dozent für Literaturgeschichte. Seine vielseitigen Studien führten ihn nach München, Gießen, Straßburg und an die Sorbonne; zu seinen Lehrern gehörten u. a. Haller, Wölfflin, Kutscher, Simmel und Lichtenberger. Seine liebende Verbundenheit mit Frankreich und seinem Geist als dem goldenen Tor zum europäischen Geist fand einen mehr denn in einer Richtung bezeichnenden Ausdruck in der Wahl seiner Dissertation, die der Ergründung Alfred de Mussets und der französischen Romantik galt. Wir bedauerten wiederholt, daß diese Arbeit nicht mehr eingereicht werden konnte — aus dem ganz äußerlichen Grunde, weil der Erste Weltkrieg ausbrach, der auch im geistigen Dasein Edschmids die erste einschneidende Wende brachte; nicht etwa, weil ihn die übliche Kriegsbegeisterung fortgerissen hätte, sondern weil inmitten dieser Kriegsbegeisterung die Vision des Friedens übermächtig in ihm wurde.

Als Dichter war Edschmid 1913 mit Erzählungen in den *Weißten Blättern* seines engen Freundes René Schickele zum ersten Male hervorgetreten, dort also wo der Geist eines — vielleicht des damals einzig bewußten — Europäers lebendig war, den Frankreich aus der Taufe gehoben hatte; andere Novellen gab Wilhelm Herzog im *Forum* heraus. Gesammelt erschienen sie schließlich 1915 unter dem Titel *Die sechs Mündungen* in dem repräsentativen Verlag von Kurt Wolff. Sie wurden als literarische Kriegserklärung an das Überkommene empfunden. Edschmid war damals 25 Jahre alt und stand, fast ohne sich dessen bewußt zu werden, über Nacht auf dem Podium des Expressionismus, des allgemeinen, teils ablehnenden, teils zustimmenden Interesses. Er selber schreibt: „Ich lebte völlig abseits des literarischen Sektentums. Ich glaube, ich kannte damals kaum einen Schriftsteller meiner Generation persönlich.“ Und als ihm der früh verstorbene Literaturkritiker Joachim Benn in der „Frankfurter Zeitung“ bestätigte, daß hier etwas völlig Neues erschienen sei, da bekennt Edschmid angesichts dieser ihm unvermuteten dichterischen Investitur, es habe ihn Staunen, Mißtrauen, Bestürzung und Beschämung überkommen. Es sind die Empfindungen eines schöpferischen Menschen, der zu einer neuen Form gelangt ist, für die es noch keinen theoretischen, programmatischen Kodex gibt. In der Erkenntnis aber, daß programmatische Literatur nie echte Dichtung sein kann, lehnte es Edschmid ab, expressionistische Theorien aufzustellen, als er, der zu jener Zeit Sanitätsfreiwillige in seiner Heimatstadt Darmstadt, den Phänomenen, Fragen und Leidenschaften der neuen dichterischen und malerischen Zeugnisse auf dem Wege der Reflexion näher zu kommen trachtete. Das erste wichtige Resultat seiner Reflexionen war seine Berliner Rede über den Expressionismus in der Dichtung. 1957 hat sich Edschmid entschlossen, diese Rede mit elf anderen Essays und Vorträgen unter dem Titel *Frühe Manifeste* — sie reichen von 1917-1920 — neu herauszugeben und damit

das geschlossene Bild seiner Bestrebungen und Anschauungen aus jener erregenden Epoche eines neuen Willens und Werdens in der Literatur zu zeigen — einer Epoche, um deren schönste Früchte uns die nazistische Tyrannei im letzten Sinne betrogen hat. Aber es sind nicht nur diese Dinge, die uns an dem Bande fesseln; er enthält u. a. eine Rede über René Schickele und Europa und eine über Flaubert. Beide gehören zu den wichtigsten Äußerungen Edschmids, denn sie sagen, unabhängig von den Jahren ihrer Entstehung, über ihn selber und seine Weltanschauung mehr aus, als vielleicht auf den ersten Blick zu vermuten ist. Wie Schickele es gewesen, so ist auch er „für keinen Sieg, weil er nur ein Imperium des Geistes“ liebt und zu denken fähig ist, denn „der geistige Mensch reißt sich unter heftigen Qualen von allem los und läutert sich langsam zu den übernationalen Erkenntnissen des reinen Geistes“. Diesen Satz schrieb Edschmid vor fast vierzig Jahren. Wie steht es heute in Deutschland — nicht nur bei den wenigen Auserlesenen und Wissenden — um die „übernationalen Erkenntnisse“? Um Europas willen wartet Edschmid der Stunde, da „einmal das, was heute noch französischer Mensch, deutscher Mensch heißt, in einer utopischen, aber nicht weniger realen Zeit sich zum Idealtyp mischt.“

In der Schau einer aus dem Geiste des Friedens sich entfaltenden europäischen Welt war es ganz natürlich, daß Edschmid schon früh zur Betrachtung der Weltliteratur gelangte. So entstand eines der originellsten, persönlichsten und geistreichsten Werke, das 1923 erschienene *Bücher-Dekameron*, das sich an den literaturgeschichtlichen Essayband *Die doppelköpfige Nymphe* von 1920 anschließt. Es kann sich heute nicht darum handeln, widerlegbare oder bestreitbare Auffassungen Edschmids über diese oder jene Erscheinung der Literatur herauszuklauben — häufig Erscheinungen, zu denen der Verfasser selber bereits andere Ansichten vertritt — sondern um die Betonung alles dessen, was eine Neuausgabe dieser oft geradezu explosiven Literaturgeschichte, die sich manchmal wie ein Abenteuerroman liest, wünschenswert erscheinen läßt. Es wird sich dann zeigen, daß die Essenz des Werkes ihr eigentümliches Leben bewahrt hat, daß die Urteile in den entscheidenden Augenblicken ihre Gültigkeit behalten haben. Das „Bücher-Dekameron“ ist keine Stilbetrachtung der Literaturen, sondern ein teils heiterer, teils beschwerlicher Gang „durch die europäische Gesellschaft und Literatur“, eine Geschichte ihrer Siege und Niederlagen, die oft in einer aphoristischen Schärfe formuliert werden, wie wir sie heute kaum noch kennen. „Wir sind nicht Kinder einer erlesenen Epoche, sondern Freibeuter eines Zusammenbruchs“. Ob sich an dieser Sentenz viel geändert hat, darf in manchen Zweifel gezogen werden. Vielfältig sind seine Gedanken über den deutschen Nationalcharakter, und wir lesen Kennzeichnungen der Deutschen, die nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben: „Hätten sie Sinn für die Bescheidenheit und zugleich Sicherheit gegenüber der Welt“. Und bei der Betrachtung der Satire weist Edschmid auf den Gegensatz zur literarischen Reife und Überlegenheit Englands und Frankreichs auf der einen, der Deutschen auf der anderen Seite hin, die „für die, welche ihre Heimat lieben, den Spruch vom Vogel entdeckt“ haben, „der sein Nest beschmutzt“; sie, die sich „aus Anstand für eine tote Sache erschießen“ lassen, „haben sich einen Traum von ihrer Erlesenheit und Vorzüglichkeit angedichtet, dessen Anzweiflung schon Ausschluß aus der Volksgemeinschaft bedeutet.“ Und Edschmid, der Frankreich liebt und ein extremer Antichau-

vinist ist, schreibt — 1922! — man solle die „nationalistischen Schreier erst erschlagen, um an Deutschlands Herz zu kommen“, denn wohl besitze der Deutsche „europäische Augen“, aber „nur einen kleinstädtisch gespannten Verstand.“

Edschmid vermag die Bildkraft beinahe zum Gespenstischen zu steigern, so etwa, wenn er die Atmosphäre Baden-Badens vor dem Ersten Weltkrieg beschwört — er entfaltet allen Glanz der Darstellung, ob er über das Wesen des Essays oder über gallische Schriftsteller; ob er über deutschen Literaturgeschmack oder über den zweiten Aufguß der Romantik; ob er über Flaubert oder über den Fürsten Pückler schreibt.

In der Beobachtung und Beurteilung des Menschen gehört Edschmid zu den wohltuend Unbequemen: „Sie verwechseln das Wohlbefinden ihres Zustandes mit dem Heil der Nation, halten Geplärr für Vaterlandsliebe und erblicken im Schmeichler den Helfer, im glühenden Tadler den Gegner. Sie sind für die Gedankenlosigkeit und gegen die wahre Liebe.“ Edschmid ist sich bewußt, selber zu den „glühenden Tadlern“ seines Volkes zu gehören. „Es gibt“, so schreibt er, „drei Arten, seiner Heimat zu dienen. Erstens, indem man sie liebt, um andere zu verkleinern. Das ist armselig und Gott nicht wohlgefällig. Zweitens, indem man sie tadelt, um sie anzufeuern. Das ist mühselig und undankbar, aber eine prächtige Aufgabe. Drittens, indem man sie aus ihrem engen Gesichtskreis hinaushebt und, statt in ihrem nationalen Hader ersaufen, an der Brust der Welt zusammen mit den anderen Völkern trinken läßt. Das ist ein utopischer, aber der einzig praktische Gesichtspunkt. Man wird ihn erst einsehen, wenn Europa sich so die Rippen aufgerissen hat, daß erst der Sterbenden die Vision davon klar wird“, denn „Europa wird durch gegenseitige Zuneigung sein oder es wird nicht sein.“

Zu keiner Stunde seines Lebens hat sich Edschmid damit begnügt, schöne Gedanken schön zum Ausdruck zu bringen. Immer kam es ihm auf Verwirklichung an, auf unermüdliches Tätigsein dort, wo die geistig-künstlerischen Auseinandersetzungen ausgetragen wurden. Rein Literarisches um des Literarischen willen lehnt er ab. Von 1919 an gab er die *Tribüne der Kunst und der Zeit* heraus, die es auf rund dreißig Bände brachte und deren Aufgabe Edschmid darin erblickte, die Grundlage eines neuen künstlerischen und politischen Weltbildes zu formulieren. Es war die Tribüne, auf der sich Theodor Däubler, Wilhelm Hausenstein, René Schickele, Iwan Goll, Max Krell, Carl Sternheim, Igor Strawinsky, Paul Klee, Max Beckmann, Fritz v. Unruh, Ernst Toller, Georg Kaiser, Franz Marc und viele andere zusammenfanden zu einem gewaltigen Aufbruch in geistiges Neuland. Auch hier wagte Edschmid etwas, was ihn später die Braunen büßen ließen: er veröffentlichte in der „Tribüne“ als erster Frans Masereels Zeichnungen gegen den Krieg und machte in einem einleitenden Essay Deutschland mit dem großen belgischen Meister bekannt.

1920 gründete er die Darmstädter Sezession, arbeitete mit Mierendorff, Haubach, Max Beckmann und Fritz Usinger zusammen und wurde Mitbegründer des *Tribunal*. Sein Gründerenthusiasmus, sein innerstes Beteiligtsein am neuen geistigen Wachstum nach dem Bankerott des Ersten Weltkrieges ließen Edschmid auch im internationalen Leben neue Bindungen und Freundschaften suchen: 1923 gehörte er in Paris zusammen mit Paul Valéry zu den Gründungsmitgliedern der *Fédération des Unions intellectuelles*. Fast gleich-

zeitig wurde er zum Deutschland-Korrespondenten der Monatszeitschrift *Europe* ausersehen und fand damit neue Möglichkeiten, an der Gestaltung des deutsch-französischen Zusammenwirkens im Geiste intensiv und erfolgreich mitzuarbeiten.

In jenen Jahren begann Edschmid — man hätte einen solchen Weg aus dem „Bücher-Dekameron“ beinahe voraussagen können — dem Problem der Deutschen und ihrer Stellung in der Welt nachzugehen. Diese seine zweite Schaffensperiode leitete er mit dem Roman *Die gespenstigen Abenteuer des Hofrat Brüstlein* (heute unter dem Titel *Pourtalès*) ein. Aber die gesellschaftskritischen Fragen der Zwanzigerjahre, die nach 1945 in fast strophischer Weise neu aufgeworfen wurden und die schon im „Bücher-Dekameron“ auf beinahe jeder Seite Beantwortungen suchten, ließen Edschmid auch jetzt nicht los, und er schrieb eine Untersuchung über die führenden internationalen Gesellschaftsschichten, ihre Launen und ihr Parasitentum unter dem charakteristischen Titel *Feine Leute oder die Großen dieser Erde*.

„Solches, das ich sah, und vieles, was ich las, bestimmte nunmehr mein Leben. Ich begab mich in den abenteuerlichsten aller Wirkungskreise, in die Literatur, und ich verließ sie wieder und ging auf Reisen. Und ich kam von Reisen wieder zur Literatur. So füllten sich langsam die Regale mit Büchern, denen ich vom Wissen her Zucht, von der Welt her Ehrfurcht und Erkenntnis zu geben suchte. Ich empfand nun, daß das Schreiben von Büchern eine der gefährlichsten Leidenschaften, aber auch, im Sinne der moralischen Wirkung, eine der heftigsten Beglückungen ist.“ Wir lesen diese autobiographischen Sätze im Nachwort zu dem 1954 erschienenen Bolivar-Roman, *Der Marschall und die Gnade*, der Edschmid zehn Jahre lang beschäftigt hat und den er wohl als sein Hauptwerk betrachtet. Er schließt die lange Reihe von Werken ab, die Ergebnisse von Edschmids Weltreisen darstellen. Diese Reisen führten ihn durch den afrikanischen Kontinent (*Afrika nackt und angezogen*), den südamerikanischen Kontinent (*Glanz und Elend Südamerikas*, *Im Diamantental* und *Deutsches Schicksal*), Westindien, ganz Europa (*Europäisches Reisebuch*), vor allem Italien und die Mittelmeerländer (*Zauber und Größe des Mittelmeeres*, *Der Liebesengel*, *Lord Byron*, sowie die heute unter den Titeln *Zwischen Alpen und Apennin*, *Zwischen Apennin und Abruzzen* und *Rom und der Süden* neu aufgelegten Italien-Bücher). Reisebücher waren während der braunen Diktatur das Einzige, was Edschmid noch eine zeitlang publizieren durfte. Sie bildeten für ihn die einzige Form, dem Ausdruck zu geben, was ihn unablässig bewegte. Er verstand die Möglichkeit zu nutzen und, in der Erkenntnis des „Geistes“ seiner Gegner, vieles zu sagen, was wir verstanden. 1940, als das Gebrüll vom Endsieg angesichts des Sturzes in den Abgrund am lautesten dröhnte und Europa unter der Knute der „Neuordner“ ächzte, erging auch an den Europäer Edschmid, der bewiesen hatte, wie tönerne Kolosse durch den Geist ins Wanken zu bringen waren, das letzte Verbot, sich irgendwie noch schriftstellerisch zu betätigen und zu äußern. Auch dies war „Deutsches Schicksal“, wie er sein Bolivien-Buch genannt hat.

Durch seine Reisebücher, die zum festen Bestande unserer aus der Geschichte herauskristallisierten Reise-Literatur gehören und die heute keines Hinweises mehr bedürfen, hat Edschmid einem unerschöpflichen Erlebnisreichtum Gestalt gegeben und seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus-

getragen: sie liegen in französischer, englischer, amerikanischer, italienischer, ukrainischer, spanischer, rumänischer, schwedischer, jugoslawischer, sogar chinesischer Ausgabe vor. Es sind Werke, die große und kleine, oft im Hintergründigen sich verlierende Welten erschließen, in die wir nicht selten fremd eintreten, um sie, bewältigt von ihrer inneren Fülle an Form, Farbe und Szene, vertraut wieder zu verlassen. Gerade hier erweist Edschmid seine Fähigkeit, im Einzelnen das große Allgemeine zu sehen, wie es Goethe forderte — so wie er etwa den ganzen Schmerz der gequälten stummen Kreatur in die Schilderung einer wehrlos auf dem Rücken liegenden, einem sich seiner selbst nicht bewußten Satanismus ausgelieferten Suppenschildkröte legt oder aber in seiner Erzählung von den „Namenlosen“, den Leprakranken — beides in den exotischen Erzählungen *Der Bauchtanz* — unheimlichste Nachtseiten unserer Zeit enthüllt.

Die dritte Schaffensperiode Edschmids begann nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie fing für ihn an nach zwölf Jahren blutiger Phrase, die Mörder zu „Helden“ erhob, mit dem „Bilde eines neuen wirklichen Helden“, einer Schrift über Albert Schweitzer und damit der Beschäftigung mit jenen Fragen, denen kein von der Verantwortung bestimmter Schriftsteller angesichts des europäischen Leichenfeldes, das sich 1945 darbot, aus dem Wege gehen konnte: den Fragen nach dem Menschen, der zertreten worden war; dem Staat, dessen Macht bis in die letzten Abgründe mißbraucht worden war; dem Recht, das zur überflüssigen Vokabel erniedrigt worden war; der Freiheit, die erwürgt worden war: alles Fragen, die für den in Deutschland Gebliebenen besonders geartete Aspekte gewinnen mußten; die zunächst in dem viel umstrittenen Roman *Das gute Recht* vom eigenen Erleben her nach einer Beantwortung suchten, dann aber ihre Vertiefung in einem der wesentlichsten Werke Edschmids fanden, dem Büchner-Roman *Wenn es Rosen sind, werden sie blühen*. Hier wird das „Recht“ in seiner Gegnerschaft zum Recht in scharf abgegrenzten Antithesen Erscheinung. Deutlicher, als es Edschmid hier getan hat, ist das Problem unseres Wissens in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit nicht aufgestellt — deutlicher aber auch nicht beantwortet worden. Der Repräsentant des „Rechtes“, d. h. des Staates, mißbraucht die Macht, der Repräsentant des Rechtes, d. h. des Menschen und seiner Würde, erleidet die juristische Macht um der Gerechtigkeit willen. Im historischen Bereich siegt die Staatsgewalt angesichts des ungleichen Kräftespieles und trampelt — so meint und hofft sie wenigstens — die Idee zu Boden. Im Bezirk des Ewigen aber zeigt es sich, daß die Blüten der Idee der Menschenwürde, der geheiligten Freiheit und der Gerechtigkeit aufgehen und eine neue Saat für gleiches Wirken, doch auch für gleiche Leiden in ihrem Dienst heranreift. Über den Abgründen des Infernalischen thront der Richter — früher war es ein Hofrat, später ein Hitler und seine damals richtenden, hinrichtenden, heute freisprechenden Büttel. Edschmid läßt ahnen, wie die Namen alle heißen können: so gelingt ihm in seinem Roman, der uns testamenthafte Züge deutlich macht, eine der in ihren Analogien erschreckendsten Nachtgestalten der neueren Literatur: der Hofrat mit dem *delirium tremens*, der mit sich und von sich redet; der nicht, wie Richard III. Teufel zu werden wünschte, sondern Teufel war und sich dabei als die Verkörperung von Recht und Gerechtigkeit vorkam. Edschmid zeigt hier ein Grundphänomen der Tyrannis im Staate, die nicht nur Angst

verbreitet, sondern vor Angst schlottert: Angst vor dem Menschen, den sie einkerkert; Angst vor der stillen Liebe einer Frau; Angst vor dem unschuldigen Liede eines Kindes. Kennen wir den Grad des Leidens um des Rechtes willen? Dies die Frage, die Edschmid der Zeit stellt; solches zu durchdenken ist die letzte unserer Gegenwart aufgegebenen Forderung des Romanes des ersten entscheidenden deutschen Widerstandes des 19. Jahrhunderts, weit über die Grenzen eines „hessischen Romanes“ hinaus, wie er seinem Schöpfer vor-schwebte.

Als letztes Werk erschien vor kurzem der Roman *Drei Häuser am Meer*, der noch einmal in Italien spielt, an die Zeit der deutschen Okkupation anknüpft und den Deutschen von heute in seiner neuen Beziehung — oft genug ist es nur der Versuch einer neuen Beziehung — zu den Angehörigen anderer Nationen, vor allem zum Judentum zeigt. „Deutsches Schicksal“ ist es auch hier, das Edschmid nicht losläßt.

Vielleicht gilt Edschmid den meisten vorwiegend als amüsanter, farbiger Reiseschriftsteller. Eine andere Leserschaft wird ihm als Essayisten höhere Bedeutung zumessen. Alles dies ist berechtigt. Aber uns scheint, als werde dabei eines vergessen: seit Edschmid schreibt, rührt er in irgend einer Weise immer an das Gewissen der Generationen, mit denen er lebt — hier offen, dort verhüllter, doch jedesmal unbeirrbar, unbeeinflußbar, unbekümmert um die Urteile, die über sein Werk gefällt werden, sicher in den Urteilen, die er selber ausspricht. Geister dieser Prägung aber sind es, deren Deutschland heute mehr denn je bedarf.



Das Zweiparteiensystem: 2. Länderebene

„Die Letzten Tage der Menschheit“ und das Theater von Bert Brecht

Die offizielle deutsche Literaturgeschichte hat Karl Kraus noch nicht an den ihm gebührenden Platz gestellt. Seine Feinde von der Presse und Hitler haben das bisher verhindert. Man kann Bücher über Wedekind oder Trakl oder den jungen Werfel lesen, und seinen Namen nicht oder nur beiläufig erwähnt finden. Sogar über das moderne Theater, über die Dramaturgie von Brecht, sprechen Laien und Wissenschaftler, ohne daß der Name Karl Kraus genannt wird.

Und doch hat Brecht selbst immer wieder darauf hingewiesen, wie viel er gerade diesem Kenner und Könner der deutschen Sprache verdankt, dessen satirische und polemische Schriften die einzigen sind, die man denen eines J. L. Courier, Léon Bloy oder Bernanos an die Seite stellen könnte, dessen neun Gedichtbände denen von George an Bedeutung nicht nachstehen und dessen Antikriegstragödie „Die Letzten Tage der Menschheit“ das ganze expressionistische Theater tief beeinflusst hat.

Die Franzosen haben vor den Deutschen die Bedeutung von Karl Kraus erkannt; für insbesondere dieses Werk, Krönung eines vielseitigen Schaffens, wurde er von den französischen Professoren der Sorbonne mit warm anerkennenden Worten dreimal für den Nobelpreis vorgeschlagen.

„Ein echter Theatermensch!“, sagte mir Brecht von ihm, als wir 1954, vor der ersten Aufführung der „Mutter Courage“ in Paris, über Kraus sprachen. „Jedesmal, wenn er in Berlin war, kam er an den Vormittagen zu uns ins Theater. Er wußte mehr über Theaterdinge als alle Kritiker, alle Fachleute zusammengenommen! Ich habe von ihm unendlich viel gelernt und wir hatten leidenschaftliche Diskussionen. Wie gerne würde ich einen Nestroy oder einen Shakespeare in seiner klugen und künstlerisch durchdachten Fassung spielen! Einmal werde ich das sicher tun!“.

Brecht hat diesen Vorsatz nicht mehr ausführen können. Aber daß er Kraus liebte und besser als viele andere verstand, das hat er mit dem schönen Gedicht bewiesen, das er, Oktober 1933, schrieb, um Kraus gegen die Anwürfe jener zu verteidigen, die nicht verstehen konnten, daß dieser Meister der Polemik seine Zeitschrift „Die Fackel“ nach der Machtergreifung durch Hitler nicht mehr erscheinen ließ, nach zehnmonatlichem Schweigen nur ein kurzes, zehnzeiliges Gedicht veröffentlichte, in dem es hieß: „Man frage nicht...“.

„Als der Beredte sich entschuldigte, / daß seine Stimme versage, / trat das Schweigen vor den Richtertisch, / nahm das Tuch vom Antlitz und / gab sich zu erkennen als Zeuge“, so endete das lange Gedicht, das damals Brecht zur Verteidigung seines Freundes in einer kleinen Broschüre „Stimmen über Karl Kraus“ veröffentlichte (von einer Gruppe von Freunden bei Richard Lany, Wien, zum sechzigsten Geburtstag des Herausgebers der Fackel publi-

ziert. Das Gedicht findet sich im Brecht-Archiv, B Nr. 115, Sinn und Form, Brechtsonderheft II). „Über die Bedeutung des zehnzeiligen Gedichtes in der 888. Nummer der Fackel, Oktober 1933“, überschrieb Brecht sein Gedicht. Fast ein Jahr später folgte die Fackelnummer 889: „Nachrufe auf Karl Kraus“ und dann das größte in deutscher Sprache gegen Hitler geschriebene Pamphlet: „Warum die Fackel nicht erscheint“. In diesem erklärte Kraus im Sommer 1934, in der Nummer 890/905, daß ihm „zu Hitler nichts“ einfallt und daß man mit den Waffen des Geistes nicht gegen einen „geodynamischen Ausbruch“ der „Quartärnatur“ ankämpfen könne.

Als Brecht die Verteidigung seines Freundes Kraus mit Überzeugung und viel Kraft übernahm, zahlte er eigentlich nur eine alte Schuld. Kraus hatte ihm seinerseits in dem berühmten Kampf gegen Kerr beigestanden, als dieser Brecht als Plagiator bloßstellte und in allen deutschen Landen die Federn sich in dieser Angelegenheit aufplusterten und sträubten. Brecht hatte in seiner unbekümmerten und sorglosen Art in seine „Dreigroschenoper“ einige Verse aus der Ammer'schen Villon-Übersetzung übernommen, ohne auf diese „Entlehnung“ und die Quelle ausdrücklich hinzuweisen. Kerr, der damals eine heftige Pressefehde mit Karl Kraus ausfocht und nicht immer das letzte Wort behielt, war zufrieden, Brecht, der Kraus in Berlin aufführen wollte, eins auszuwischen. Brecht plante die Aufführung der Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“ (er hatte von Kraus eine auf einen Theaterabend zusammengestrichene Bühnenfassung erbeten und erhalten), die Kraus Reinhardt und Piscator vorenthalten hatte; nur der allerdings grandiose Epilog „Die letzte Nacht“ wurde dann im Theater am Schiffbauerdamm, im Januar 1930, mit der Bühnenmusik von Hanns Eisler aufgeführt.

Es war derselbe Hanns Eisler, der für mehrere Brechtstücke die Musik komponierte und die so wundervoll angepaßten Melodien für die „Lieder, Gesänge, Chöre“, die während der Emigrationsjahre von Brecht in Paris, Editions du Carrefour, veröffentlicht wurden.

Seit Jahren las Kraus damals an seinen Vorlesungsabenden des „Theaters der Dichtung“ neben anderen Meisterwerken auch Gedichte und Szenen von Brecht. Denn Kraus hat an mehr als 700 Abenden in vielen deutschsprachigen Städten Europas einem immer — trotz dem Fehlen irgendwelcher Presseankündigungen! — zahlreichen Publikum aus Meisterwerken der deutschen und fremden Literatur, die ihm empfehlenswert schienen, vorgelesen. Was zugleich „vor gespielt“ heißen sollte, denn wir besitzen viele zeitgenössische Belege dafür, daß eine Krausvorlesung ein künstlerisches Erlebnis war und oft besser als eine von einer ganzen Schauspielertruppe aufgeführte Theaterdarstellung den Geist und die Schönheit der gelesenen Werke vermittelte. Kraus las vor allem Goethe, Shakespeare, Gogol, Nestroy, Wedekind, Brecht, dann Gedichte der Barocklyriker oder solche von Liliencron, Else Lasker-Schüler, Brecht.

Als Brecht von Kerr so überaus heftig angegriffen wurde und von allen Seiten gegen den „kommunistischen“ jungen Dichter eine wahre Hetze begann, veröffentlichte Kraus, im August 1929, in seiner „Fackel“ einen Aufsatz, der „Kerrs Enthüllung“ hieß und der Pressekampagne ein überraschend schnelles Ende bereitete.

„Im kleinen Finger der Hand“, hieß es darin, „mit der er 25 Verse der Ammer'schen Übersetzung von Villon genommen hat, ist dieser Brecht originaler als der Kerr, der ihm dahintergekommen ist“. Und die Satire gipfelt in der Feststellung, daß Kerr im Vergleich mit Brecht ein Pechvogel sei, denn niemand sei es noch eingefallen, zu enthüllen, daß die „Gottlieb-Gedichte“ nicht von ihm seien: Diese Gottlieb-Gedichte, höchst schäbig-chauvinistische Kriegsgedichte, die Kerr mit anderen „Kriegstrompetern“ während des ersten Weltkrieges bei Scherl veröffentlicht und an die sein Gegner Kraus sehr zur Unzeit erinnert hatte, da Kerr sich in Paris als „Pazifist“ wollte feiern lassen.

Als Kraus im Januar 1932, in Berlin, im Bretkopfsaal, am Klavier von Kurt Weil begleitet, unter anderem das Gedicht „Kranich und Wolke“ von Brecht las und die Gerichtsszene aus „Mahagonny“, die er besonders liebte, drückte er in einer seiner berühmten „Vorreden“ sein Bedauern darüber aus, daß er durch seine Freundschaft dem Dichter viele Feinde zugezogen habe. Er sprach damals die in der Fackel Nr. 868/72 abgedruckten Worte:

„Der Vortrag aus Bert Brecht, mit dem weder eine Übernahme seines Weltbilds noch seines Begriffes vom Theater beabsichtigt ist, erfolgt aus mehrfachen Gründen. Der maßgebendste dürfte wohl der sein, daß ich ihn für den einzigen deutschen Autor halte — trotz und allem womit er bewußt seinem dichterischen Wert entgegenwirkt —, der heute in Betracht zu kommen hat, für den einzigen, der ein Zeitbewußtsein, dessen Ablehnung als „asphalten“ gar nicht so uneben ist, aus der Flachheit und Ödigkeit, die die beliebteren Reimer der Lebensprosa verbreiten, zu Gesicht und Gestalt emporgebracht hat . . . Schließlich muß gesagt sein, daß die Bereitschaft, mich zum rein dichterischen Wert der Produktion Brechts zu bekennen . . . dem Gefühl entstammt, er könnte gerade durch meine Schätzung Schaden erlitten haben.“

Weder Brecht noch Karl Kraus haben das „epische Theater“ erfunden. Nur diese Bezeichnung ist neu und unleugbar ist diese Art Theater erst durch Brecht allgemein anerkannt und bekannt worden. Kraus und Brecht haben das naturalistische Theater eines Ibsen, eines Strindberg, eines jungen Hauptmann gekannt; sie gingen beide davon aus, aber sie gingen viel weiter. Ihr realistischer und praktischer Sinn verhinderte ihre Abzweigung nach dem poetischen Symbolismus hin. Aber sie gelangten zu einer Symbolik, die Eric Bentley, der mehrere Stücke von Brecht übersetzt und für die Universitäts-theater in den Vereinigten Staaten inszeniert hat, als die „goldene Mitte“ zwischen dem Naturalismus und dem modernen Symbolismus bezeichnet. Er schlägt vor, diese Art Theater „Epischen Realismus“ zu nennen, merkt aber dazu an, daß immer da, wo mit dem Realismus nicht auszukommen ist, ohne Zögern auch das Symbol Anwendung findet. Er weist darauf hin, daß diese Theaterkunst der der Elisabethinischen Shakespeare-Zeit sehr viel näher steht als der romantischen Bühnenform. Andrzej Wirth hat in dem Brecht-Sonderheft II von „Sinn und Form“ über die „stereometrische Struktur“ der Brecht'schen Theaterstücke einen überaus aufschlußreichen Aufsatz veröffentlicht. Er unterscheidet beim epischen Theater von Brecht drei Ebenen: die konkret dramatische Ebene der eigentlichen Handlung, die zweite der poetischen Verallgemeinerung, welche der Emotion die Zielrichtung setzt, und endlich die philosophisch-symbolische Ebene, auf der der allgemeine Sinn der einzelnen Ereignisse in diskursiver Art verdeutlicht wird. Auf diesem

letzten „Plan“ wird, direkt oder indirekt, die „Lehre“ des Kunstwerks gegeben, ähnlich wie im antiken Theater durch den Chor. Die epische Poetik dieser Theaterform ist eine — Wirth erinnert an Picasso und seine Methode! — gewisse „Vielsichtigkeit“, bei der durch die gewollte Verfremdung, mit Hilfe der neuen Elemente der „poetischen Ebene“, der Zuschauer gehindert wird, sich von der einfachen dramatischen Handlung „mitreißen“ zu lassen, urteilslos zu werden. Außerhalb der rein dramatischen Zeit findet in der lyrischen und reflektiven Zeit die Wendung zum Publikum statt. Dieses „Zerschlagen“ der traditionell verstandenen dramaturgischen Zeit — durch den Kommentator oder Raisonneur — bezeichnet Wirth als entscheidend für das Neue und Moderne der Erzähltechnik in den Stücken von Brecht.

All dies nun finden wir bereits in der Tragödie „Die Letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus. Das überdimensionale Werk mit seinen apokalyptischen Visionen, dessen stilistische Virtuosität und Vielfältigkeit nur mit der des Romanes „Ulyseus“ von James Joyce verglichen werden kann, ist eine Summe von Dokumenten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Szenen von der Front und aus dem Hinterland, die in filmischer Aufeinanderfolge die Kriegseignisse vom Attentat von Sarajewo bis zur Auflösung der österreichischen Armee an der Piave begleiten, sind sehr oft nur dialogisierte Zeitungsberichte, „Feuilletons“, offizielle Reden und Erklärungen oder Depechen aus dem „Kriegspresseamt“, die Kraus „in Szene gesetzt“ hat.

Die handelnden Personen — mehrere Hundert an der Zahl — sind zum Teil historische Persönlichkeiten, Erzherzöge und Generale, Offiziere und Diplomaten, aber auch Soldaten, Bauern, Huren, Journalisten und Industriemänner. Die ganze Tragödie ist eine erschütternde Anklage gegen diejenigen, welche die Kriege entfesseln, die Unzulänglichen, welche sie nicht zu verhindern vermögen und die „Hyänen“, die daraus Gewinn zu ziehen wissen. Der armselige „Held“ der Tragödie ist die Menschheit selbst. Und der Autor spaziert in der Gestalt des „Nörglers“ durch alle Akte, diskutiert mit seinem Gegenpart, dem „Optimisten“, und spricht wunderschöne lyrische Gedichte. Wie in „Mutter Courage“ bringt der Rhythmus des Stückes ein Crescendo, das nicht zu einem Höhepunkt und einer Katharsis der dramatischen Handlung führt, sondern einerseits die ins Ekelhafte anwachsende Korruption und Niederträchtigkeit, andererseits die fortschreitende Verarmung und Verelendung des „Menschenmaterials“ darstellt.

Als diese „Marstragödie“, wie der Autor selbst sie nannte — 816 Seiten, 5 Akte mit Vor- und Nachspiel! —, im Mai 1922 in Wien als Buch publiziert wurde, war sie nicht nur in Österreich, sondern, man kann sagen, in ganz Europa schon bekannt. Kraus hatte den Mut aufgebracht, während des Krieges einzelne Szenen daraus, vor allem aber die lyrischen Gedichte, die darin in großer Anzahl vorkamen, bei öffentlichen Vortragsabenden zu lesen. Ein erster Monolog war schon in der Fackel Nr. 406-412, im Okt. 1915, gestanden, das wunderbare Gedicht „Gebet“ war im Oktober 1916 konfisziert worden. (Durch eine Interpellation und den Nachdruck im Debattenbericht für einen späteren Abdruck in der Fackel gerettet!) Ein anderes, „Mit der Uhr in der Hand“ war als Protest gegen die Verschärfung des U-Boot-Krieges 1916 geschrieben und schon im Dezember desselben Jahres (und im Januar 1917) vorgetragen worden, das anklägerische „Lied des Alldeutschen“, das

Kraus so viel Haß und Verfolgung einbrachte, wurde vom Autor im Dezember 1917 und März 1918 gelesen und der lyrische Epilog „Die Letzte Nacht“ in einem seiner Verbände Ende 1917 veröffentlicht. Sofort nach Beendigung des Krieges ließ Kraus im November 1918 als Sonderheft der „Fackel“ die unverkürzte Fassung des Epilogs und dann, in rascher Folge, die 5 Akte erscheinen. Ihre Rezitation an den Kraus'schen Vorlesungsabenden hatte schon vor dem Erscheinen der Buchausgabe, in Berlin, Innsbruck und Prag in den Jahren 1919 und 1920 zu enthusiastischen oder haßerfüllten Kundgebungen für und gegen den Autor, zu Presse- und politischen Skandalen geführt, um nicht von den Maßnahmen der Militärbehörde zu sprechen, die nach den Vorlesungsabenden vom April und März 1918 gegen Kraus Anklage erhoben und ein Verfahren eingeleitet hatte, das nur nach dem Abschluß des Krieges und dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie „ad acta“ gelegt wurde, was den Autor vor den ernstesten Folgen seiner Kühnheit bewahrte.

Der Geist der Menschlichkeit und Freiheitsliebe, der mächtig aus dieser Tragödie sprach, und der Haß gegen den Krieg, den sie ausdrückte — besonders in den phantastisch stilisierten und symbolischen Visionen der „Letzten Nacht“ — hatten schon vor dem Erscheinen des Buches den Nobelpreisträger Dr. A. Fried zu dem Urteil veranlaßt: „... Man wird dieses Werk gelesen haben müssen, wenn man künftig gegen den Krieg wirken wollen. Ich stehe nicht an, es zu den höchsten Schöpfungen der Geistigkeit zu zählen, zu jenen Büchern der Menschheit, die Ewigkeitswert besitzen...“ (Friedenswarte 1920).

Wie manche Theaterstücke von Brecht, wie der Roman von James Joyce, hatte auch die Tragödie „Die Letzten Tage der Menschheit“ den engen Rahmen der besonderen ästhetischen Kategorie gesprengt. Die Tragödie machte Sensation. Man sprach von „Dokumenten-Theater“, man staunte über die vielen poetischen Abschweifungen und Einlagen, über die musikalische Untermalung, die filmische „Visions“-Technik, die immer wieder eingreifende Person des „Nörglers“, in der alle den Autor selbst erkannten, und man rügte vielfach den „epischen“ Charakter des Werkes.

Wir sehen schon daraus, wie sehr „Die Letzten Tage der Menschheit“ einzelne Stücke von Brecht vorahnen ließen, besonders die wunderbare „Mutter Courage“, deren Thema im Grunde dasselbe ist. Denn Kraus wollte, ganz wie Brecht, nicht nur die Schrecken des Krieges an der Kampflinie zeigen — ein Barbusse, ein Latzko hatten dies auch getan —, sondern er wollte den Mechanismus des Krieges aufdecken, das Publikum verstehen lassen, wie sehr die Interessen des Geldes, der Industrie und des Handels — immer unterstützt von der Presse — den grausigen Todesreigen anführen und unterhalten.

In beiden Stücken ist die Methode der Entwicklung der dramatischen Handlung dieselbe, die Abwechslung zwischen realistischen und lyrischen Szenen, die filmische Technik, welche Tafeln mit Inschriften, Lautsprecher, cinematographische Projektionen verwendet.

Sowohl Kraus wie auch Brecht war es wichtiger, Ideen auszudrücken und verständlich zu machen, als die altüberkommenen Theaterformen zu wahren. Beide Autoren kannten wohl die ersten Stücke der „Hamburgischen Dramaturgie“, in der Lessing von der Zielmäßigkeit des Kunstwerkes und dem Einfluß spricht, den es auf die Entwicklung der Menschheit ausüben soll. Sie

wußten beide, daß dieser große Verteidiger der Klarstellung und Auseinanderhaltung der verschiedenen Kunstformen, weniger rigorös als Aristoteles — und ähnlich wie Lukacs in unseren Tagen —, feststellte, daß das Problem der Abgrenzung der ästhetischen Kategorien kein statisches ist, sondern durch den Endzweck der Dichtung: den von ihr auszuübenden Einfluß auf das Wohl der Gesellschaft, verändert werden kann. Daß endlich das Genie eines Künstlers, darin sich die Triebkräfte seiner Zeit sammeln, den herkömmlichen Begriff der Komödie, Tragödie oder des Schauspiels verändern, um- und ausgestalten kann, ja daß „Das Genie lacht über alle die Grenzscheidungen der Kritik“ (Lessing, Ham. Dramaturgie, I, 7).

Für Kraus und Brecht war das Ziel eben dasselbe. Beide wollten weniger vorübergehende Gefühle oder eine bestimmte künstlerische Atmosphäre schaffen als das Denken und Wollen ihrer Zeitgenossen beeinflussen. Ohne Dogmen zu verkünden oder Thesen aufzustellen, war ihr Ziel einfach nur, die Leute zum selbständigen Urteilen anzuregen. Beide sind das, was heute Roland Barthes in Frankreich „Démystificateurs“ (Mythenzerstörer) nennt. Brecht ging noch ein Stück weiter als Kraus, er ließ den dramatischen Versuch, das methodologische „Lehrstück“ gelten. Aber für beide charakteristisch ist der Wunsch nach didaktischer Wirksamkeit und sozialer Bedeutung des Kunstwerkes.

Daher schreckten weder Kraus noch Brecht vor dem „politischen Theater“ zurück. Es wird einmal interessant sein, das politische Theaterstück „Die Unüberwindlichen“ von Kraus mit dem Stück „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ von Brecht zu vergleichen. Kraus nannte seine Satire der drei „unüberwindlichen Mächte“, Geld, Presse und Polizeigewalt, eine „Nachkriegstragödie“ und gelegentlich ein „Banditenstück“. Er beschreibt darin seinen eigenen unerhörten Kampf gegen den Erpresser-Journalisten Bekessy (Barkassy im Stück!), den „faulen“ Finanzmann Castiglione (Camillioni!) und den österreichischen Polizeipräsidenten Schober (Wacker!), der zu lange mit den skrupellosen Geschäftsmachern „verhandelt“, schließlich auf Betreiben des Herausgebers der „Fackel“ einen Steckbrief gegen Bekessy erließ, ihn aber nicht hinderte, ins Ausland zu flüchten.

Bert Brecht faßte die Idee zu seinem „Banditenstück von Ui, dem großen Gangster“, als er in New York die Aufführung von „Mutter Courage“ vorbereitete. Er wollte den Aufstieg des Gangsters Ui darstellen, diesen Aufstieg, der so leicht zu verhindern gewesen wäre, hätte es die Welt nur ernsthaft gewollt. Das Stück folgt der historischen Entwicklung vom Brand des „großen Speichers“ bis zur Ermordung des „Ignatius Dullfeet“.

Kraus hatte anläßlich der Aufführung seines Dramas in der Volksbühne in Berlin (1929) geschrieben, daß er wolle, daß dieses Schlüsselstück in seiner Handlung auch für den naiven Zuschauer, der den historisch-polemischen Hintergrund nicht kannte, interessant und verständlich sei. Und Brecht notiert in seinem Arbeitsbuch (1935/36) mit Bezug auf das Spiel von Arturo Ui: „... es kam darauf an, einerseits immerfort die historischen Vorgänge durchscheinen zu lassen, andererseits die „Verhüllung“ mit Eigenleben auszustatten, denn sie müßte — theoretisch genommen — auch ohne ihre Anzüglichkeit wirken...“ Im selben Arbeitsbuch steht ein wenig später eine andere sehr wichtige Bemerkung, die uns zu den „Letzten Tagen der Menschheit“ zurück-

führt. Als echter Kraus-Schüler schreibt Brecht über die Jamben des „Aufhaltsamen Aufstiegs des Arturo Ui“, daß er nun doch Arbeit daran wende, sie „zu glätten“, sie aber bewußt so „schlampig“ behandelt habe, weil es ihm schien, „daß ein verlotterter Vers diesen Persönlichkeiten anstehe“.

In seinem „Epitaph für Bertolt Brecht“ meint Ernest Bornemann (Sinn und Form, Brecht Sonderheft II), daß die eigentliche Großtat Brechts die „völlige Neuformung der deutschen Sprache“ sei. (Er gibt als Beispiel der seltsam aus dem Hochdeutschen, der süddeutschen Umgangssprache und englischen oder exotischen Lehnwörtern vermischten Brechtschen Sprache die „Hauspostille“, die er „eine der seltsamsten und unübersetzbarsten Parodien“ des Beamtenjargons nennt, die dennoch einen durchaus lyrischen Gesamteindruck gibt.) Bornemann nennt als Meister, die auf Brecht's dichterische Spracherziehung einwirkten, Villon, Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Kipling und Büchner. Aber er hat den wichtigsten vergessen: Karl Kraus.

Man kennt offenbar noch zu wenig die „Letzten Tage der Menschheit“, dieses merkwürdigste Gemisch aller Dialekte und Spracharten der Österreichischen Monarchie, durch die der Dichter die verschiedenen Personen, ihre soziale Gruppe und ihre individuelle Art charakterisiert, und dies mit solchem Brio, daß Charles Schweitzer, nach einer Kraus-Vorlesung in Paris im Januar 1928 schrieb: Es gibt in der Weltliteratur wenige Beispiele einer solch vollendeten Charakterisierungskunst durch die Sprache. Alles das ist in der erstaunlichen, genialen, *neuartigen* Sprache eines ganz großen Dichters geschrieben.“

Brecht war der Erste, es anzuerkennen! Er hat die Sprache und den Stil von Kraus immer besonders bewundert, und Kraus hat sicherlich auf sprachlichem Gebiet Brecht am tiefsten beeinflusst. Die Ähnlichkeit ihrer Sprach- und Wortkunst ist bisweilen überraschend. Ebenso überraschend wie ein anderer, beiden gemeinsamer und oft erkannter Zug: ihr Optimismus. Ein merkwürdiger, etwas pessimistischer Optimismus, den der italienische Gelehrte Piero Calamandrei als „secondo ottimismo“, sekundären Optimismus, bezeichnet. Sie sehen beide klar und beobachten scharf das Schlechte in der Welt, aber sie glauben beide daran, daß das Bessere realisiert werden könnte, wenn die menschliche Gesellschaft nur eine kleine Anstrengung machen wollte, wenn nur jeder ein wenig mehr Verantwortungsgefühl und Liebe zur Gesamtheit aufbringen würde.

Kraus und Brecht haben beide ehrlich dazu beitragen wollen, die Menschheit etwas weiter zu bringen. Sie sind beide gegen die hohen Mauern der Dummheit, der Lüge und der Unduldsamkeit als Breschenschlager angerannt. Immer ist ihr Aufruf ein Aufruf nach mehr Menschlichkeit!

Das Ende Breitscheids und Hilferdings

In seinen „Erinnerungen“ („Mémoires“) erzählt Léon Blum von der erregenden Begegnung mit deutschen sozialistischen Freunden in den dunklen Tagen des französischen Zusammenbruchs im Juni 1940. Dichte Flüchtlingsscharen überfluteten panikerfüllt die Straßen, inmitten der Menge fuhren blumengeschmückte deutsche Tanks, deren Mannschaften Lieder zur Klampfe sangen.

Als in Bordeaux die Entscheidung über die Bildung des Kabinetts Pétain gefallen war und der Abschluß eines Waffenstillstandes bevorstand, hatten die meisten französischen Politiker die Stadt verlassen. Léon Blum traf auf dem Wege von Bordeaux nach Toulouse mit einer Gruppe deutscher Sozialdemokraten zusammen, die beim Herannahen deutscher Truppen auf Anweisung der Präfektur von Paris im Süden Frankreichs Aufenthalt nehmen sollten. Sie hatten sich nach Agen begeben, aber der Vormarsch der Deutschen drohte, den Aufenthalt nahe der Küste des Ozeans unmöglich zu machen, und so waren sie in Richtung Toulouse weitergefahren. Zu dieser Gruppe gehörten die beiden führenden Sozialdemokraten Rudolf Breitscheid und Rudolf Hilferding, begleitet von Frau Tony Breitscheid und Frau Erika Müller-Biermann, der Tochter des verstorbenen Reichskanzlers Hermann Müller.

In Armurier stießen die Flüchtlinge auf Léon Blum und suchten im nahen Muret den ihnen befreundeten Vincent Auriol auf, um sich Rat zu holen. Gerade waren die Bedingungen des Waffenstillstandes bekannt geworden, der im Paragraphen 19 die Auslieferung aller Personen deutscher Herkunft auf Verlangen deutscher Behörden vorsah und eine Buße von einer Million Franken festsetzte, falls eine verlangte Auslieferung verhindert werden würde.

Das Auslieferungsverlangen politischer Emigranten von ihrem Asylland war und ist selbst in der modernen Geschichte zivilisierter Völker ungewöhnlich, und es gibt nur wenige Fälle in der Geschichte, in denen politische Emigranten auf Verlangen ausgeliefert worden sind. Selbst in deutschen Kreisen hatte man Anstoß daran genommen, und im Gespräch mit französischen Zivilisten hatte Keitel lebhaft, allerdings nur für seine Person versichert, es würde wohl kaum zur Durchführung des Paragraphen kommen. Soweit bekannt ist, hat Marschall Pétain keine Einwände gegen den Paragraphen erhoben, wie er ihn auch durchführen ließ. In deutschen politischen Emigrantenkreisen bestand nicht der geringste Zweifel, daß Hitler auf seinem Scheine bestehen würde.

„Wir beide, meine Frau und ich, besitzen Gift, und wir werden nicht lebend in ‚ihre‘ Hände fallen“, erklärte Breitscheid im Gespräch mit Blum. Bereits im Frühjahr war Breitscheids Sohn in Kopenhagen in deutsche Hände gefallen, sein Schicksal war unbekannt.

Blum und Auriol bemühten sich, die Weiterreise der Freunde nach Marseille zu fördern, wo sie, wie man hoffte, ein amerikanisches Visum erlangen würden. Gleichzeitig ersuchte Blum seinen Freund Marx Dormoy, der später von französischen Faschisten ermordet wurde, in Vichy mit dem einflußreichen Bürgermeister von Bordeaux, Marquet, über die gefährvolle Lage deutscher

Emigranten zu sprechen, und Marquet sagte zu, sich um die Ausstellung von Pässen unter Umständen auf falsche Namen zu bemühen, wie er auch erklärte, man dürfe auf Keitels Versicherungen nichts geben. Es steht dahin, ob Marquet etwas unternommen hat, etwas Konkretes ist nicht erfolgt.

Breitscheid und Hilferding hatten im März 1933 Deutschland verlassen. Beide waren seit Jahren über die deutschen Grenzen hinaus bekannt und besaßen Beziehungen zu führenden politischen Persönlichkeiten im Ausland, besonders in Frankreich und England, der Name Hilferdings war als Autor des Werkes „Das Finanzkapital“ über Europa hinaus bekannt.

Rudolf Breitscheid war am 2. November 1874 in Köln geboren und stammte aus einer streng protestantischen Familie, so daß sich manche scharf prononcierten Charakterzüge aus der isolierten Lage einer andersgläubigen Familie im betont katholischen Köln erklären lassen, er hatte in München und Marburg Nationalökonomie studiert und in Marburg promoviert.

Der junge Nationalökonom aus dem Rheinland war in liberaler politischer Luft aufgewachsen und stand früh in Opposition zum ostelbischen Großgrundbesitzertum. Er war Freihändler und zugleich Freisinniger und Demokrat, im Manchestertum sah er gegenüber dem durch Preußen begünstigten Schutzhandelssystem sein Vorbild, und daher kam auch bald die Verbindung mit Theodor Barth zustande, dessen „Freisinniger Vereinigung“ er sich anschloß und für die er sich aktiv einsetzte. Es war die lebendigste bürgerliche demokratische Gruppe im Kaiserreich, und hier hat sich Breitscheid als Organisator aber vor allem auch als Redner, der die Kunst scharfer, treffsicherer Formulierungen beherrschte, einen Namen gemacht. Barths früher tragischer Tod raubte der „Vereinigung“ den Führer, und Breitscheid, politisch im bürgerlichen Lager heimatlos, schloß sich den Sozialdemokraten in einer Periode an, in der sie infolge der hohen Militärbudgets und der wachsenden Kriegsgefahr Anhang in bürgerlichen Kreisen zu gewinnen vermochten und auch im Jahre 1912 einen erstaunlichen Wahlsieg errangen. Breitscheid ist aber immer ein unorthodoxer, liberaler Sozialdemokrat geblieben. Im Ersten Weltkrieg, in dem er eingezogen wurde, opponierte Breitscheid, der in den westlichen Demokratien ein Vorbild erblickte und nicht an den Sieg des Kaiserreichs glaubte, gegen die Kriegskreditpolitik der Parteiführung und schloß sich einer Gruppe an, die sich als „Unabhängige Sozialistische Partei“ formierte, und der Haase, Kautsky, Bernstein und Hilferding angehörten. Im November 1918 konnte Breitscheid als preußischer Innenminister das Gesetz des gleichen, allgemeinen und geheimen Wahlrechts verkünden, für das man in Preußen 68 Jahre lang gekämpft hatte. Breitscheid schied bald infolge der Dezembervorgänge wieder aus der preußischen Regierung aus und ging mit der USP in Opposition, er redigierte die Zeitschrift „Der Sozialist“, publizierte Artikel im Parteiblatt „Die Freiheit“ und wurde im Jahre 1920 in den Reichstag gewählt, dem er bis zum Jahre 1933 angehörte. Im Jahre 1922 vereinigten sich die beiden Parteien wieder, und fortan hat Breitscheid, eine der bekanntesten Persönlichkeiten im Reichstag, in parlamentarischen Ausschüssen, auf zahlreichen Kongressen und auch beim Völkerbund in Genf eine Rolle gespielt, er galt als Spezialist der Partei in außenpolitischen Fragen und war ein Vertreter betont westlicher Richtung. Im Reichstag griff er

als Redner der Partei noch im Januar 1933 Hitler und die Nationalsozialisten heftig an und war nicht abgeneigt, einem Generalstreik im Falle einer Macht-ergreifung Hitlers das Wort zu reden. Der auffallend große, schlanke, elegant wirkende Mann mit dem schmalen hochgebauten Schädel hatte sich bei seinem stets sichern, aber auch zurückhaltenden Auftreten in den Nazis fanatische Feinde geschaffen, er hatte sie wiederholt mit scharfen, herausfordernden Formulierungen, auf die er sich glänzend verstand, empfindlich getroffen, und da er Geist besaß, mußten sie ihn hassen. Der bekannten Reichstags-sitzung, in der Hitler und Wels ein großes Rededuell ausfochten (Hitler war die Rede, die Wels halten würde, zuvor bekannt), wohnte Breitscheid schon nicht mehr bei, weil er sich weigerte, an einer Sitzung unter dem „Schutz“ von SA und SS teilzunehmen. In Begleitung seiner Frau Tony verließ Breitscheid Berlin und gelangte nach Überwindung einiger Schwierigkeiten über den Bodensee in die Schweiz.

Seit Jahren, seit die Parteispaltung im Kriege sie zusammengeführt hatte, waren Breitscheid und Hilferding freundschaftlich verbunden, sie arbeiteten gemeinsam in der USP, hatten sich gemeinsam dem Anschluß an die KPD widersetzt und waren im Jahre 1922 zur SPD zurückgekehrt. Rudolf Hilferding, ein Intellektueller wie Breitscheid, einige Jahre jünger als er, war am 10. August 1877 in Wien geboren, stammte aus einer Kaufmannsfamilie und hatte Medizin studiert, der junge Student wurde Mitglied des Sozialistischen Studentenbundes, machte die Bekanntschaft Viktor Adlers und wurde ein Freund seines Sohnes Friedrich. Seit dem Jahre 1902 veröffentlichte Hilferding nationalökonomische Aufsätze in Kautskys „Neuer Zeit“ und wurde vier Jahre später von Bebel nach Berlin geholt, um Rosa Luxemburg in der Leitung der Parteischule abzulösen. Als die preußische Regierung den Österreicher Hilferding ausweisen wollte, berief ihn Bebel in die Redaktion des „Vorwärts“, der er bis zum Jahre 1916 angehört hat. Da war Hilferding schon ein weithin bekannter Theoretiker. Er hatte in seinem 1910 veröffentlichten Buche „Das Finanzkapital“ die Ideen Marx' über die Akkumulation des Kapitals fortgeführt und sie auf die Entwicklung im imperialistischen Zeitalter bezogen. Hilferding hatte sich in diesem Buche als selbständiger Analytiker ausgewiesen und der kritischen Untersuchung der modernen Kapitalentwicklung einen starken Antrieb gegeben, der Einfluß dieses Buches reichte weit über marxistische Kreise hinaus.

Im Verlaufe des Ersten Weltkrieges gehörte Hilferding wie Breitscheid zur Parteiopposition und mußte die Redaktion des „Vorwärts“ verlassen, die Friedrich Stampfer übernahm. Im November 1918 rief die USP die Tageszeitung „Die Freiheit“ ins Leben, die unter Hilferdings Leitung binnen kurzer Zeit eine Massenauflage erreichte. Auf dem Parteitag in Halle im Jahre 1920 hielt Hilferding die entscheidende Rede im Duell gegen Sinowjew und bestimmte die Mehrheit der USP, sich dem Anschluß an die KPD zu widersetzen und die 21 Punkte nicht anzuerkennen, die die Unterwerfung aller ausländischen kommunistischen Parteien unter den Willen der russischen Parteileitung und der von ihnen bestimmte Komintern vorsahen. Zwei Jahre später kehrte Hilferding mit seiner Partei zur SPD zurück, schon im nächsten Jahre war er Reichsfinanzminister und leitete im scharfen Gegensatz zu

Schacht die Stabilisierung der Mark ein. Seit dem Jahre 1924 redigierte er die theoretische Zeitschrift „Die Gesellschaft“, die dank seiner Leitung das führende Organ der sozialistischen Bewegung wurde. Später wurde er noch ein Mal im Kabinett Hermann Müller Reichsfinanzminister und stürzte über den Widerstand der Großgrundbesitzer gegen seine Finanzreformpläne.

Im März 1933 verließ Hilferding Deutschland; er entkam mit Mühe zuerst nach Dänemark und begab sich bald in die Schweiz. Im Jahre 1938 übersiedelte er nach Paris, wo er in dürftigen Verhältnissen lebte. Unter dem Namen Richard Kern veröffentlichte er im „Neuen Vorwärts“ regelmäßig Artikel über die wirtschaftliche Lage des Dritten Reiches, warnte vor Hitlers Kriegsvorbereitungen und hielt den Krieg für unvermeidlich. In den Jahren 1933/34 hatte Hilferding den Versuch unternommen, die herrschenden Parteiauffassungen zu reformieren und die Politik in der Zeit der Republik von Weimar einer scharfen Kritik zu unterwerfen; im neuen Parteiprogramm, der sogenannten Prager Programm-Erklärung, wurde der sozialistische Charakter besonders scharf betont und damals hat der Parteivorstand dies von Hilferding ausgearbeitete Programm voll anerkannt.

Breitscheid hatte die Schweiz bald verlassen, weil ihm die Behörden weder Arbeitserlaubnis noch auf die Dauer Aufenthaltserlaubnis geben wollten, und so übersiedelte er in Begleitung seiner Frau und der jungen Erika Müller-Biermann nach Paris, wo ihm der bekannte französische Außenpolitiker Pierre Viénot zeitweilig seine Wohnung überließ.

So lebten nun beide Männer, die seit Jahren der gleichen Partei und gleichen Bestrebungen ergeben waren. Ungleich an Gestalt, auch ungleich im Temperament wie in der Lebenshaltung kämpften sie denselben Kampf, zwei Intellektuelle von umfassender Bildung, großem Wissen und westeuropäischer Kultur, beide Sozialisten demokratischen Stils, Humanisten und Theoretiker, reif an Lebenserfahrungen, erprobt im aufreibenden politischen Tageskampf, Kenner vieler Länder und Menschen, beide selbst auch weit über die Reihen der sozialdemokratischen Parteien hinaus bekannt, zwei Europäer von Format, aus ihrem Lande verjagt und bald auch ausgebürgert, arm, nicht mehr jung, gezwungen, sich den Lebensunterhalt mit publizistischer Tätigkeit zu verdienen. Sie trugen ihr Leben voller Würde und Gelassenheit.

Breitscheid erwies dem Parteivorstand bei seiner Übersiedlung nach Paris nützliche Dienste, blieb persönlich stets in Verbindung mit Friedrich Stampfer und unterrichtete durch Paul Hertz den Vorstand der SPD über wichtige Vorgänge wie auch über Gespräche mit französischen, englischen, italienischen und auch deutschen Personen. Er unterhielt dauernd Beziehungen zu Personen, die im politischen Leben eine Rolle spielten, immer noch tauchten auch zuweilen Deutsche bei ihm auf, um sich auszusprechen.

Zu gewissen Meinungsverschiedenheiten mit dem Parteivorstand kam es im Verlaufe der Volksfrontbildung in Frankreich, als Léon Blum sein Kabinett bildete und Breitscheid, der die Politik seines Freundes Blum voll billigte, nun auch für die Schaffung einer Volksfront im eigenen deutschen Emigrantenlager eintrat. Im Hotel „Lutetia“ kam es dank der Initiative Willi Münzenbergs auch tatsächlich zur Schaffung einer „Volksfront“, die zu Beginn fast alle führenden Mitglieder der deutschen Emigration umfaßte und einen Versuch darstellte, eine Art von provisorischer Auslandregierung ins

Leben zu rufen, der Parteivorstand weigerte sich zwar teilzunehmen, überließ es aber den Mitgliedern der Partei, sich einer solchen Volksfront anzuschließen.

Münzenberg, dem viel an Breitscheids Mitwirkung gelegen war, versprach ihm, ihn rechtzeitig über einen Wandel der kommunistischen Politik zu informieren. Denn Breitscheid wie auch andere Sozialdemokraten blieben vom Anfang an vom Mißtrauen nicht frei, es handele sich nur um ein kommunistisches Manöver und die Kommunisten, besonders Walter Ulbricht, würden bald versuchen, die Führung an sich zu reißen. Auch Heinrich Mann hegte ähnliche Befürchtungen, und, wie sich bald zeigte, hatte man sich tatsächlich nicht geirrt. Stalin selbst scheint die Bildung einer deutschen Volksfront in der Emigration als Hindernis seiner eigenen Deutschlandpolitik angesehen zu haben, Münzenberg wurde ausgeschaltet, weil er Stalin zu selbständig vorging und die deutsche Frage über die sowjetischen Angelegenheiten zu stellen drohte. Mit dem Ausscheiden Münzenbergs und dem Sieg Ulbrichts brach die Volksfront zusammen.

Die deutsche Emigration, für die schon moralisch die Volksfront wertvoll gewesen war, zerfiel erneut in zahlreiche Gruppen, die sich untereinander oft erbittert bekämpften. Breitscheid wählte die „splendid isolation“. Der Ausbruch des Krieges im September 1939 war für ihn keine Überraschung, wie er auch nicht über den Pakt Hitlers mit Stalin erstaunt oder gar verblüfft gewesen ist, er hatte seit Monaten einen solchen Akkord für möglich gehalten.

Sofort bei Kriegsausbruch wurden tausende deutscher und österreichischer Emigranten von der französischen Polizei interniert. Man ging mechanisch nach dem Grundsatz vor, alle Personen deutscher oder österreichischer Herkunft wären zu internieren, gleichgültig ob sie noch die deutsche Staatsangehörigkeit besäßen oder nicht, gleichgültig, ob sie von Hitler verfolgt würden und mit dem Tode bedroht waren, wenn sie etwa der Gestapo in die Hände gerieten. Man hat behauptet, daß Elemente in der Polizei aber auch in der Regierung selbst mit den Nationalsozialisten sympathisierten und diese Internierungen, die unter unwürdigen Bedingungen erfolgten, durchgeführt haben. Nach dem Kriege sind einige höhere Polizeibeamte wegen ihres Verhaltens gegenüber politischen Emigranten von französischen Gerichten verurteilt worden.

Die Emigranten wurden in verschiedene Lager, sogar in Straflager gebracht, wo sie unter unwürdigen Verhältnissen lebten. Nur wenige prominente Emigranten blieben von der Internierung verschont. Die Maßnahmen der Polizei wurden in England und in den USA, aber auch in Frankreich selbst scharf kritisiert. Unter dem Druck dieser Proteste entschloß sich die Regierung zur Bildung einer interministeriellen Kommission, die alle ihr zugeleiteten Fälle zu prüfen hatte und Freilassungen verfügen konnte. Verschiedene Emigrantengruppen ersuchten Breitscheid, jener Kommission Fälle zur Prüfung zu übergeben, und so hat Breitscheid mit Unterstützung Léon Blums und Salomon Grumbachs die Freilassung zahlreicher Internierter erwirken können wie Leonhard Franks, Hermann Kestens, S.

Krakauers, Robert Breuers und Kurt Kerstens. Es war eine mühsame, undankbare Arbeit, denn nach einiger Zeit sabotierten gewisse Stellen aus Rancune die Verfügungen der interministeriellen Kommission, und die Polizei

setzte scharf überprüfte und befreite Personen wieder fest, ließ zugleich in ihren Papieren vermerken, sie könnten „unter keinen Umständen wieder befreit“ werden. Die Bosheit feierte hämisch Triumphe. Außer prominenten Emigranten blieben fast nur Polizeiaagenten frei. Als die deutschen Heere Frankreich überfluteten, befanden sich tausende von Emigranten, auch viele Frauen in Konzentrationslagern, die bald von deutschen Kommissionen aufgesucht wurden. Nur wenige Lager waren geöffnet worden, meist waren die Bewachungsmannschaften entflohen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. So sammelten sich allmählich viele Flüchtlinge, die den Lagern entkommen waren, in Marseille.

Gestapo und Sicherheitsdienst richteten sich in Vichy ein. Auch in Marseille selbst gab es Stellen jener Dienste, und die französische Polizei schien nur noch ein Organ der Gestapo und des Sicherheitsdienstes zu sein. Die sogenannte Kuhnt-Kommission, deren Angehörige in SS-Uniform erschienen, kamen in die Lager und überprüften die Anwesenden. Zuweilen ließ ein Lagerkommandant Gesuchte entfliehen wie Otto Klepper, der unter falschem Namen auf dem Lande lebte, bis er nach Mexiko ausreisen konnte. Die Nazi-behörden legten den französischen Präfekturen auch Namenlisten vor, in denen alle Emigranten vermerkt waren, an denen man ein Interesse hatte. Ohne Befragen französischer Behörden wurden Wohnungen der namhaften Emigranten von deutschen Soldaten ausgeräumt, in Paris geschah es schon im Juli. Um die Ausreisen zu kontrollieren, mußte jeder, der das Land verlassen wollte, im Besitz eines Ausreiseseichtvermerkes sein, der von der Polizei nur dann gewährt wurde, wenn die deutsche Stelle in Vichy keinen Einspruch erhob.

Die Flüchtlinge irrten im aufgewühlten Marseille umher und bildeten Schlangen vor den Konsulaten, um Visa zu erbitten, und es war eine Tat, als sich der Präsident F. D. Roosevelt entschloß, die umständlichen Einwanderungsbestimmungen zu lindern und zu verfügen, daß sogenannte Notvisa an bedrohte Emigranten nach exakter Prüfung jedes Falles ausgegeben werden dürften. Breitscheid hat sich in jener Zeit noch für zahlreiche Bedrohte beim amerikanischen Konsulat und auch bei andern Konsulaten eingesetzt, um die Ausstellung eines solchen Notvisums zu erwirken, er selber, Hilferding und auch die beiden Frauen hatten tschechoslowakische Papiere und auch bereits ein Notvisum erhalten, unter normalen Verhältnissen hätte einer Abfahrt aus Marseille nichts mehr im Wege gestanden. Aber die beantragten Sichtvermerke, die man erbeten hatte, blieben aus.

Erneut stellte sich die Frage, illegal das Land zu verlassen, aber beide hielten es für ein Abenteuer durch Spanien zu fahren oder gar illegal auf geheimen Wegen durch die Pyrenäen zu flüchten, wie es Heinrich Mann mit Glück versuchte, obwohl er krank über die Grenze getragen werden mußte. Andere wie Erich Ollenhauer fuhren im Besitz eines Sichtvermerkes durch Spanien und gelangten heil nach Lissabon. Man ersuchte das Schweizer Konsulat in Marseille um ein Transitvisum für die Schweiz, um von schweizer Boden aus mit einem Flugzeug nach Lissabon zu fliegen, man plante, illegal in der Breitscheid wohl vertrauten Gegend bei Annemaße über die Grenze zu gehen, aber das Konsulat lehnte die Erteilung von Transitvisa ab.

Es läßt sich auch heute noch nicht mit Gewißheit sagen, ob die Befürchtungen, illegal nach Spanien zu flüchten, zu Recht bestanden, und man kann auch unmöglich mit Grund behaupten, Breitscheid und Hilferding hätten auf spanischem Boden nichts zu fürchten gehabt. Niemand wußte damals etwas von Vereinbarungen zwischen Franco und Hitler, und auch andere politische Emigranten haben den Übertritt über die spanische Grenze nicht gewagt. Es ist heute leicht zu sagen, die beiden Männer hätten sich von ihren Vorstellungen, nur legal zu handeln, befreien müssen. Wahrscheinlich wehrten sie sich gegen die Vorstellung, wie auf frischer Tat ertappte Kriminelle von der Polizei abgeführt und sofort den Nazis übergeben zu werden, wie es vielen andern ergangen ist.

In Marseille tauchte ein Amerikaner namens Varian Fry auf, der sich um die Rettung bedrohter Emigranten bemühte und auch Erfolge zu verzeichnen hatte. Rastlos, uneigennützig und auch erfinderisch hat sich Fry um Flüchtlinge gesorgt, wie der Fall Walter Mehring beweist, der es Fry zu verdanken hat, daß er im Februar 1941 Marseille mit einem Schiff verlassen konnte.

Dank Frys Initiative wurden neue Fluchtpläne geschmiedet für Breitscheid und Hilferding, so suchte Fry ein Schiff aufzubringen, das an einer entlegenen Stelle der Küste ankern und die Flüchtlinge nach Nordafrika bringen sollte. Der Plan mißlang aber gewiß nicht durch Frys Verschulden. Man hoffte, dann an Bord eines Schiffes zu gelangen, das nach Oran fahren sollte. Viele Flüchtlinge hatten schon diesen Weg genommen. Die Plätze auf dem Schiff waren auch schon belegt, da gab die Polizei in letzter Stunde die Anweisung, Breitscheid, Hilferding, Mehring und der Anwalt Arthur Wolff hätten sich „in résidence forcée“ nach Arles zu begeben. Mehring stellte sich schwer krank und blieb daher in seinem Hotel zurück, aber die Andern, auch die Frauen fuhren unter starker Bewachung nach Arles. Offenbar hatte die deutsche Behörde von den Abfahrtsplänen erfahren und die Übersiedlung nach Arles verlangt, obwohl zu diesem Zeitpunkt noch kein Auslieferungsantrag gestellt worden war.

Im September 1940 logierten sich die Flüchtlinge im Hotel „Forum“ am Mistralplatz in Arles ein. Wolff konnte mit Erlaubnis des Souspräfekten von Arles bald nach der Auslieferung Breitscheids und Hilferdings Arles verlassen und ist illegal nach Cuba abgereist, seine 83jährige Mutter blieb in Arles zurück. Von Marseille aus versuchte Fry nochmals, einen Fluchtversuch zu organisieren, der aber scheiterte, bevor er in Angriff genommen werden konnte, man wollte nachts im Auto die Flüchtlinge nach Marseille und an Bord eines Schiffes bringen.

Die Lage schien hoffnungslos zu werden. Dennoch hielten sich die beiden Männer in Arles moralisch aufrecht, sie haben in der Bibliothek von Arles regelmäßig gearbeitet und miteinander diskutiert, der leidende Hilferding schrieb sogar sein letztes Buch, eine erst jüngst veröffentlichte Studie über den modernen Staatsbegriff, in der er die Staatsbegriffe Lenins einer Kritik unterwarf und in wesentlichen Punkten auch von Auffassungen Marx' und Engels' abwich.

Es war schon Februar 1941 geworden, als sie mit einem Male zu ihrer Überraschung benachrichtigt wurden, man hätte ihnen die Sichtvermerke erteilt, sie könnten am 4. Februar 1941 an Bord eines Schiffes gehen, das nach

Martinique ausfahren würde. Wahrscheinlich waren amerikanische Interventionen erfolgreich gewesen, aber vor allem hatte der Ministerpräsident Flandin, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, im letzten Augenblick Schlimmes verhüten wollen, denn schon am 17. Dezember 1940 hatte man in Vichy den Auslieferungsantrag gestellt, und als nichts erfolgte, war er noch zwei Mal wiederholt worden, da glaubte Flandin, handeln zu müssen.

Die Flüchtlinge begaben sich nach Marseille, nachdem ihnen der Souspräfekt von Arles ausdrücklich die Erlaubnis gegeben hatte, Arles zu verlassen. Man traf in Marseille alle notwendigen Vorbereitungen für die Abreise und kehrte nach Arles zurück, um die Koffer zu packen. Kaum waren sie in Arles eingetroffen, als der Souspräfekt die Rückgabe der Pässe mit den Ausreisegesichtsvermerken verlangte, und von diesem Augenblick an setzte die schärfste Überwachung ein. Offenbar hatten die deutschen Stellen Wind bekommen und sofort über den Kopf Flandins hinweg gehandelt.

Mitten in der Nacht des 8. Februar klopfte es an die Türen im Hotel „Forum“, zwei französische Beamte in Zivil ersuchten die Männer, ihnen aufs Kommissariat zu folgen. Man eröffnete ihnen auf dem Polizeikommissariat, man wolle sie an einen sichern Ort bringen, um sie vor dem Zugriff der Gestapo zu schützen. Es ist wahr, daß der Souspräfekt Desallières, ein Patenkind Pétains, wiederholt versichert hatte, er würde im Falle einer Gefahr einen Weg finden, um die Männer in Sicherheit zu bringen. Aber warum hatte man sie nicht an Bord gehen lassen? Dort wären sie in Sicherheit gewesen . . . Frau Breitscheid drängte die Beamten, ihr zu erlauben die Männer zu begleiten, widerwillig gab man ihren Bitten nach.

In diesen Tagen war es in Vichy infolge neuer Forderungen der Deutschen zu einer Kabinettskrise gekommen, Flandin weigerte sich, den Deutschen noch mehr entgegenzukommen, und stand vor seinem Sturz. Man hatte mit Laval in Paris verhandelt, und der Admiral Darlan trat ganz in den Vordergrund. Breitscheid und Hilferding wurden die ersten Opfer der verschärften Kollaborationspolitik.

Man lieferte die beiden Männer in Vichy in einem Hause der „Sûreté Nationale“ ab und zuckte die Achseln auf die Frage, was aus ihnen werden sollte. Frau Breitscheid unternahm sofort Schritte, um eine Intervention herbeizuführen, aber auf der amerikanischen Botschaft gab man ausweichende Antworten, und im französischen Innenministerium wurde sie nicht vorgelassen.

Am Abend konnte Frau Breitscheid ihren Mann sehen und mußte hören, daß man ihn und Hilferding den deutschen Behörden übergeben würde. In der Nacht ging die unglückliche Frau vor dem Hause ruhelos auf und ab. Um sieben Uhr früh ließ man sie ins Haus und erlaubte ihr, Abschied zu nehmen, ihr Mann bedrängte sie fortzugehen, damit sie nicht zusehe, wie man ihn und den Freund fortbrächte. Gegen elf Uhr sah Frau Breitscheid aus der Ferne, wie die Wagen mit den Gefangenen abfuhr.

Man brachte die Männer ins Haus des Sicherheitsdienstes, und als sie eintraten, empfing sie der SS-Hauptsturmführer und Kriminalkommissar Hugo Geissler, Verbindungsführer der Sicherheitspolizei bei der Vichyregierung, höhnisch mit den Worten: „Na, Ihr Sozialdemokröten!“

Die Gefangenen wurden getrennt in zwei Wagen von Vichy nach Paris gebracht, wo man sie ins Gefängnis „La Santé“ einlieferte und in Einzelzellen spernte. Alle paar Minuten blickte der Nachtwächter durch den Spion und erhellte grell den Raum.

Am andern Morgen sah sich Breitscheid im Direktorzimmer, wo man ihn auf einen vorgezeichneten Platz treten hieß, er hörte zufällig, wie ein Beamter seinem Kollegen sagte: „Den Andern habe ich nicht hochgekriegt“. Breitscheid und Hilferding haben sich nicht wieder gesehen.

Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß Hilferding die mitgebrachten Schlafmittel zu verbergen wußte und bald nach der Einlieferung genommen hatte, so daß er am anderen Morgen bewußtlos auf der Pritsche lag.

Über Hilferdings Ende ist keine Klarheit zu erlangen, wahrscheinlich wurde er in ein Militärhospital gebracht, wo man ihn, wie einige meinen, hilflos sich selber überließ, bis er starb. Nach andern Angaben hat man ihn zu retten versucht, aber er sei einer Lungenentzündung erlegen. Der Leichnam wurde in der protestantischen Abteilung des Friedhofes Père Lachaise beigesetzt.

Frau Breitscheid kehrte nach Arles zurück. Einige Tage später erschien plötzlich Frau Rose Hilferding, der es endlich unter großen Schwierigkeiten gelungen war, aus Paris zu entkommen und über die Okkupationslinie ins unbesetzte Gebiet zu gelangen.

Die Frauen wandten sich nun hilfesuchend an namhafte Personen und schrieben auch nach Berlin an die Minister Popitz und Schwerin-Krosigk, die sie um eine Vermittlung angingen, beide Minister waren ihnen von früher bekannt, und Popitz war einst Unterstaatssekretär unter dem Reichsfinanzminister Hilferding gewesen. Beide gaben keine Antwort, aber es steht dahin, ob sie bei Gelegenheit etwa mit Himmler über den Fall gesprochen haben.

Nach einigen Wochen meldeten sich zwei deutsche Gestapo-Leute im Hotel „Forum“ in Begleitung zweier französischer Beamten in Zivil. Sie gaben vor, eine Haussuchung vornehmen zu müssen, und baten um Winterkleider für Breitscheid, nicht aber für Hilferding. Es war die erste indirekte Nachricht von Hilferdings Ende. Im Gespräch bemerkte einer der Beamten, Breitscheid befände sich in Haft in Berlin. Wieder einige Wochen später erhielt Frau Breitscheid einige Zeilen ihres Mannes, die zweifellos echt waren, er schrieb aus einer Zelle des Gefängnisses in der Prinz-Albrecht-Straße.

Sofort leitete Frau Breitscheid Schritte ein, um nach Berlin gelangen zu können. Im November 1941 erhielt sie die Reiseerlaubnis, in der Prinz-Albrecht-Straße sah sie ihren Mann wieder.

In der Zelle in der Prinz-Albrecht-Straße hatte eine unerschrockene, beherzte Frau, Jüdin und Gattin eines einstigen hohen Staatsbeamten, den Gefangenen aufsuchen können, sie fand ihn geistig ungebrochen, aber physisch nur noch ein Schatten seiner selbst, und erhaltene Fotos aus jener Zeit zeigten einen erschütternden Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat und nur noch das unvermeidliche Ende erwartet. Breitscheid sprach tief melancholisch mit jener Frau von längst versunkenen Zeiten, zuweilen glitt ein scheues Lächeln über die vergrämten Züge.

Der vom Tode beschattete Mann, der nun 67 Jahre alt war, ist langen Verhören unterworfen worden, die der Kommissar Gerhard Kling vorgenommen

hat. Nach seinen Angaben hat Kling ein farbloses Protokoll geführt und ist über alle Punkte, die für Breitscheid hätten gefährlich werden können, hinweggegangen, so daß das Protokoll, dessen Original bisher noch nicht wieder aufgetaucht ist, nichts Wesentliches enthielt, was nicht auch schon im sogenannten „Gestapo-Handbuch“ zu lesen ist, in dem, wie zuverlässig versichert wird, nur dürftige Angaben über Breitscheid verzeichnet sind.

Nach Klings Angaben wurde sein Protokoll sowohl Hitler als auch Himmler vorgelegt, und man scheint aus unbekannten Gründen nicht geneigt gewesen zu sein, Breitscheid einen Hochverratsprozeß zu machen. Hitler oder auch Himmler trafen die Bestimmung, Breitscheid wäre in Sachsenhausen „mindestens bis zum Kriegsende zu internieren“. Die Gründe für diese Entscheidung, die im Spätherbst 1941 gefällt wurde, lassen sich nur vermuten. Ich neigte zur Ansicht, daß man bestimmte Personen, die im Ausland bekannt waren, als Geiseln festhalten wollte, um sie unter Umständen austauschen zu können, der Fall Hess konnte sich wiederholen, vielleicht hoffte man sogar, Hess gegen solche Geiseln austauschen zu können.

Im Januar 1942 wurde Breitscheid nach Sachsenhausen überführt, und Frau Breitscheid erhielt die Erlaubnis, ihrem Manne zu folgen. In einem kleinen Haus, von einer hohen Mauer umgürtet, lebte das Ehepaar, nur Frau Breitscheid durfte das Haus verlassen, um im nahen Ort Einkäufe zu machen, oft gemeinsam mit Frau Schuschnigg, die mit ihrem Mann in einem gleichen Hause interniert war. Es hatte sich draußen bald und im Lager herumgesprochen, daß Breitscheid in Sachsenhausen eingesperrt war, denn der Bezirk hatte einst zu seinem Wahlkreis gehört, und sein Name war nicht vergessen.

Breitscheids Gesundheit hatte so schwer gelitten, daß im Februar 1943 Frau Breitscheid die Lagerleitung um einen Arzt bat.

Eines Abends erschien überraschend und ungern gesehen im Sprechzimmer Dr. Tietzels des Vertragsarztes beim Staatskrankenhaus der Polizei ein SS-Führer und forderte den Arzt auf, ihm unverzüglich zu folgen. Unterwegs im Auto erzählte der SS-Führer, es handele sich um eine Untersuchung Breitscheids, der sich nur noch mühsam am Stock bewegen könne und anscheinend sehr krank sei. „Ich bin dafür, den Mann abzuschießen, damit man endlich den Akt schließen kann, der immer noch unerledigt in meinem Schrank herumliegt. Der Mann kommt doch nie wieder aus dem Lager raus, und auch meine Vorgesetzten wären froh, wenn die Sache bald erledigt würde. Wenn er aber sowieso bald sterben muß, geht es ja auch auf natürliche Weise.“

Der Arzt wußte, was er zu tun hatte.

Tietze stellte fest, daß Breitscheid eine Kleinhirnbrutung erlitten hatte, er wurde von schweren Schwindelanfällen und Gleichgewichtsstörungen heimgesucht, vermochte sich auch nur mühsam am Stock zu bewegen. Im Gespräch, das Tietze behutsam und vertrauenerweckend mit Breitscheid führte, klagte der Leidende über seine ihm unerträglich werdende Gefangenschaft, über das quälende, tägliche Einerlei und schien an tiefen seelischen Depressionen zu leiden.

Das Ehepaar Breitscheid wurde bald von Sachsenhausen nach Buchenwald überführt. Dort brachte man sie in eine Baracke, die für zwei Häftlinge vorgesehen war. Auch diese Baracke war von einer hohen Mauer umgeben, die

man nicht übersteigen konnte, sie gehörte zu einem isoliert gelegenen Barackenviertel außerhalb des großen Konzentrationslagers, aber jegliche Verbindung zwischen beiden Lagern war unterbunden und die Häftlinge durften ihre Quartiere nicht verlassen. Nur Frau Breitscheid durfte zuweilen nach Weimar fahren. Hier waren namhafte Persönlichkeiten interniert, die man offenbar als Geiseln festhielt. „Nachbarn“ waren u. a. Léon Blum und Mandel, aber es bestand keine Verbindung zwischen den Internierten, und Blum erfuhr auch erst spät von Breitscheids Anwesenheit im Lager. Die Bewachungsleute stammten aus Siebenbürgen und sollen ruhige, harmlose Bauernjungen gewesen sein, obwohl sie, wie Kogon berichtet, der „Eisernen Garde“ angehört hatten. Mit ihrer Hilfe hat man auch Verbindungen zu Häftlingen im großen Lager herstellen können, wo man bald etwas von der Anwesenheit Breitscheids erfahren hat, so konnte Breitscheid zuweilen dem Sozialdemokraten Dr. Brill durch die Siebenbürger Botschaften senden.

In Breitscheids Baracke erschien bald Mafalda von Hessen in Begleitung der Bibelforscherin Maria Ruhnau, Mafalda hieß hier Frau Maria von Weber.

Mafalda mag Breitscheid über viele politische Vorgänge unterrichtet haben, und wahrscheinlich vermochte er sich dort in der Baracke ein besseres Bild über die Lage zu machen als manche außerhalb des Lagers. Er führte ein Tagebuch, das leider verbrannt ist, und scheint auch noch viel gelesen zu haben, sein Gesundheitszustand hatte sich allmählich etwas gebessert.

Es war eine etwas ungewöhnliche Haft unter dem Naziregime, und dennoch wußte man nicht, ob nicht jeden Augenblick eine Änderung zum Schlimmsten eintreten würde. Mandel wurde eines Tages plötzlich abgeholt und fuhr dem Tod im Wald von Fontainebleau entgegen. Die Zukunft, ja die nächste Stunde war ungewiß, der Tod stand beharrlich vor der Tür.

Am 24. August 1944 kam es am hellen Tage zu einem starken Bombenabwurf auf die Fabriken nahe bei Buchenwald. Die Bomben krachten auch im Außenlager. Die Baracke Breitscheids und Mafaldas von Hessen stand in Flammen, die Häftlinge rannten ins Freie und suchten Schutz in einem nahen Laufgraben, den man gerade vor einigen Tagen angelegt hatte. Bombensplitter sausten durch die Luft, brennende Balken wirbelten umher, die Schutzsuchenden wurden in ihrem Graben verschüttet, nur Maria Ruhnau vermochte sich zu befreien und hörte, wie der verschüttete Breitscheid schrie: „Stein vom Kopf!“ Sie wollte ihn befreien, aber neue Explosionen dröhnten, sie rannte davon.

Umringt von jungen Mädchen kam Frau Breitscheid im Lagerbordell wieder zum Bewußtsein, sie fand sich mit schweren Brandwunden auf einem Feldbett, auf einem andern Bett lag Mafalda, deren linker Arm völlig verbrannt war. Man wollte Mafalda operieren, sie starb in der Narkose.

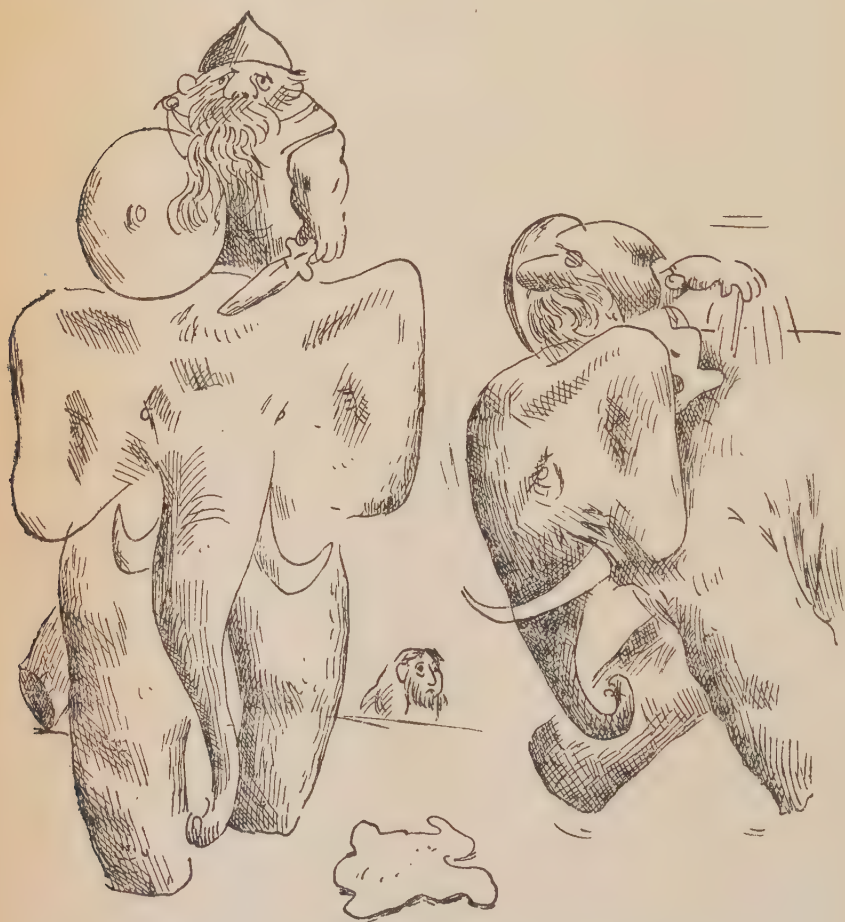
Dr. Brill suchte Frau Breitscheid im Lagerbordell auf, wagte aber erst am dritten Tage nach dem Bombardement ihr vom Ende ihres Mannes in jenem Laufgraben, in dem er Schutz gesucht hatte zu berichten, verschonte die unglückliche Frau jedoch mit den Gerüchten, die im Lager über Breitscheids Tod umgingen.

Man erzählte sich nämlich, Breitscheid sei noch lebend aus dem verschütteten Graben herausgeholt und von SS-Männern umgebracht worden. Augenzeugen, die diese Gerüchte bestätigen könnten, gibt es nicht.

Man gestattete Frau Breitscheid nicht, den Leichnam ihres Mannes zu sehen. Hatte man ein Interesse daran, ihr die volle Wahrheit vorzuenthalten, und war der verstümmelte Leichnam sofort eingäschert worden? Im Krematorium zu Weimar zeigte man ihr eine Urne mit dem Namen ihres Mannes, die seine Asche enthalten sollte, im Januar 1945 wurde die Urne auf dem Waldfriedhof von Stahnsdorf beigesetzt.

Am Abend dieses unheilvollen Tages wurde in einem andern Teil des Lagers Ernst Thaelmann von SS-Leuten ermordet. Nun konnten die SS-Führer melden, die „Akten Breitscheid und Thaelmann“ wären „endlich erledigt“, auch das „Aktenstück“ Mafalda von Hessen konnte „geschlossen“ werden.

Nachdem ihre Wunden einigermaßen geschlossen waren, erlaubte man Frau Breitscheid im November 1944, nach Berlin zu fahren, sie war frei. Im Hause jener mutigen Frau, die Breitscheid in der Prinz-Albrecht-Straße aufgesucht hatte, erhielt sie eine Unterkunft.



Das Zweiparteiensystem: 3. Bundesebene

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Die Politik der Weißen, die anfangen, in ihren farbigen Freunden Brüder zu sehen, zeichnet sich als „eine neue Politik des Heiligen Geistes“ ab. „Die Dämonien der Weltgeschichte müssen, weil sie von Menschen gemacht sind, von anderen Menschen, die wie Transformatoren wirken, in positive Kräfte umgewandelt werden. Die Moralische Aufrüstung ist der Transformator der geschichtlichen Dämonie und der geschichtlichen Angst. Die umwandelnde Kraft, mit der in der Moralischen Aufrüstung die absolute Dämonie und die absolute Angst transformiert werden, ist der Heilige Geist. Und das Element, in welches der Heilige Geist durch seine in den Menschen wirkende Kraft die Dämonie und die Angst verwandelt, ist die Liebe.“

Diese Sätze wurden in Caux gesprochen. Der sie sprach, war der Münchner Osteuropaforscher Hans Koch, ein Mann, der vor Hitler, mit Hitler und nach Hitler den nur sehr bedingt heiligen Geist dieser Disziplin weithin beeinflusste, und ihr, wie man sieht, auch heute wieder weit voraus ist. „Ganze Religionen“, erklärte der clevere Mann, „seien aus der Geschichte gestrichen worden. Dies könne auch jetzt geschehen. Ganze Gebiete können durch die Atombombe ausgelöscht werden. Aber der Heilige Geist könne nicht aus seinem Walten in der Welt ausgeschaltet werden. Professor Koch unterstrich: „Im Vertrauen auf seine Führung müssen wir den Kampf fortsetzen.“ (*Moralische Aufrüstung Informationsdienst*, VI/16).

Fragen wir nicht weiter, welchen Kampf der Heilige Geist da fortführen soll. Wenden wir uns lieber den Neuigkeiten zu, die aus unserer Osteuropaforschung berichtet werden. Da meldet zum Beispiel „Die Sicht“ des Gesamtdeutschen Blocks - BHE vom 13. 5. 1958: „Der Fraktionsvorsitzende des GB/BHE im Bayerischen Landtag (Dr. Becher) hat scharf dagegen protestiert, daß das Münchener Institut für Zeitgeschichte ausgerechnet den tschechischen Emigranten Dr. Celovsky beauftragt hat, eine Arbeit über das Münchner Abkommen von 1938 zu schreiben. Ganz abgesehen davon, daß es niemals einem Institut der tschechischen Emigration in England oder den

USA einfallen würde, etwa einen deutschen Historiker die Geschichte der Vertreibung der Sudetendeutschen schreiben zu lassen, hat Celovsky in zahlreichen Abhandlungen bewiesen, daß er heute noch so chauvinistisch denkt, wie alle Anhänger der ersten tschechischen Republik und ihre führenden Politiker. In zahlreichen Artikeln in amerikanischen Zeitungen hat Celovsky führende sudetendeutsche Politiker in der Bundesrepublik aus allen politischen Lagern auf das Übelste denunziert und durch den Dreck gezogen. Daß man ausgerechnet einen derartigen Mann dazu beruft, die Geschichte einer der heikelsten Kapitel der deutsch-tschechischen Beziehungen zu schreiben, ist mehr als eine Taktlosigkeit.“

Das Verblüffende an diesen Auslassungen ist nicht so sehr der Ton, den man ja nur zur Genüge kennt, sondern die „unschuldige“ Gleichsetzung von Münchner Abkommen und Vertreibung, die sich Herr Becher leistet, und die nachträgliche Diffamierung „aller Anhänger der ersten tschechischen Republik“. Ferner die frappierende Überzeugung, daß über die deutsch-tschechischen Beziehungen von deutschen Chauvinisten geschrieben werden müßte, und schließlich der Vergleich des Instituts für Zeitgeschichte mit einem Institut der tschechischen Emigration. Das geht gewiß zu weit. Nach allem was bekannt ist, ist das Münchner Institut eine hochqualifizierte Forschungsstätte für Zeitgeschichte und nicht die Bedürfnisanstalt einer Splitterpartei. Soweit haben wir es ja nun gottlob noch nicht gebracht, daß die Becher bestimmen, was Wissenschaft ist und was nicht. Oder doch?

Der *Kulturpolitischen Korrespondenz* war schon am 31. 3. 1958 ein ähnlicher Fall zu entnehmen. Diesmal ging es aber nicht gegen einen tschechischen Autor, sondern gegen einen deutschen Historiker, den Kölner Professor Schieder. Professor Schieder ist in der wissenschaftlichen Kommission federführend, die im Auftrage des Vertriebenenministeriums die „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ bearbeitet. Er führte auf einer Tagung donauschwäbischer Akademiker in Traunstein aus, es gehe ihm dabei einzig und allein

um die Wahrheitsfindung, auch wenn dabei die eine oder andere unliebsame Wahrheit zutage komme. Die Dokumentation wolle nicht im geringsten eine Rechtfertigung sein, sondern solle durch ihre Unbestechlichkeit einer Symbiose der Völker dienen.

Einfacher und unanfechtbarer läßt sich gewiß nicht sagen, was Zeitgeschichte kann. Man sollte meinen, daß niemand etwas dawider haben könne. Weit gefehlt. Die Korrespondenz meint dazu:

„Neuland“ zufolge bekannte sich Prof. Schieder einerseits zu dem strengen wissenschaftlichen Prinzip unbestechlicher historischer Wahrheitsfindung, andererseits stellte er die Dokumentation auch in den Dienst einer ‚Symbiose der Völker‘. Das darf, sofern ‚Neuland‘ die Gedanken Prof. Schieders richtig wiedergibt, doch wohl so verstanden werden: Die Dokumentation muß ihren Blick über die Erhebung historischer Tatsachen hinweg auf die Symbiose der Völker richten, sie darf gewisse politische Ziele nicht aus den Augen verlieren.“

Fast nicht zu glauben, daß dieses Mißverständnis in gutem Glauben erfolgt. Oder sollte der Korrespondent wirklich keine Ahnung davon haben, daß Unbestechlichkeit der Wahrheitsfindung auch dem Zusammenleben der Völker am besten dient? Wenn er davon noch nicht gehört haben sollte, verwundert der weitere Passus nicht:

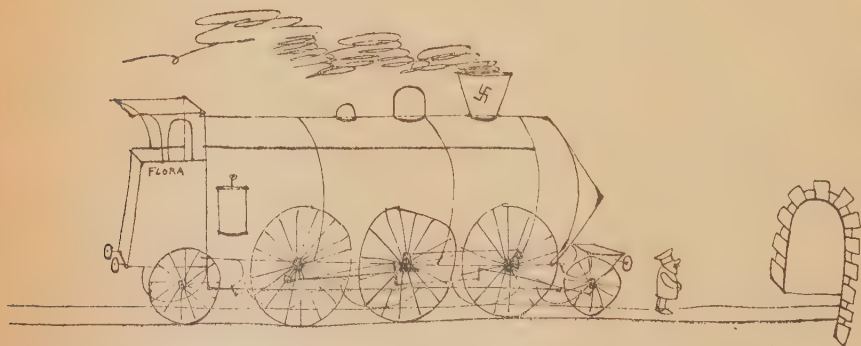
„Es ist begreiflich, daß die geplante Dokumentation des jugoslawiendeutschen Schicksals stark diskutiert wird. Die ‚Donauschwäbische Rundschau‘ vom 16.

März nahm zu dem Problem unter dem Titel ‚Es geht um die Dokumentation‘ u. a. wie folgt Stellung: ‚Univ.-Prof. Dr. Schieder erklärte anläßlich der Sondertagung des VKDA München, daß das Dokumentationswerk Jugoslawien ein heißes Eisen sei. Das mag in mancher Beziehung stimmen, doch glauben wir nicht, daß man hier angesichts der himmelschreienden Verbrechen der Titoisten ein Bild von Schuld und Sühne entwerfen darf. Nur durch die Mitarbeit aller Landsleute kann vermieden werden, daß es uns so wie den Deutschen aus Ungarn ergeht, die mit ihrem Dokumentationsband ‚Das Schicksal der Deutschen in Ungarn‘ nicht zufrieden sind. Dr. Johann Weidleins Ansicht über die Ungarn-Dokumentation ist die, daß sie ‚in wesentlichen Punkten nach dem Geschmack der Vertreiber‘ ausgefallen sei.“

Sieht man die Parallele zum Fall Becher? — Stillschweigend wird vorausgesetzt, daß zeitgeschichtliche Arbeiten zu Ostfragen nach irgend jemandes Geschmack ausfallen müßten. Und dieser falschen Voraussetzung wird dann die Forderung angehängt, es müsse der eigene Geschmack sein. Welch ein Tiefstand des Denkens über die deutsche Forschung! Und welche Verhöhnung der historischen Opfer! Nicht wie sie in Wahrheit gestorben sind, soll ans Licht kommen, sondern das soll erinnert werden, was gewissen Übriggebliebenen in den Kram paßt.

Möge uns die Zukunft vor solchen „Sachwaltern der deutschen Sache“ bewahren.

Harry Pross



Eisele-Bahn ante portas

Räuberwunder

Novelle

Also gut, Frau Doktor, fuhr Frau Rickebusch fort, nachdem beide Damen es sich auf dem Balkon der Pension Strandlust bequem gemacht hatten, mein Mann und ich sind dann auch noch in die Kirche gegangen, und der Küster, aber dort heißt es ja wohl Sakristan, hat uns herumgeführt und hat uns alles erklärt. Mein Mann macht sich aus solchen Führungen nichts, aber ich denke immer, wenn man auf Reisen ist, dann gehört das dazu, und besonders bei Hitze ist es erholend. Das finde ich herrlich: man legt die Hand auf den glatten, kalten Marmor, und am liebsten legte man die Stirn und nacheinander beide Backen auch daran, aber das sähe zu dumm aus.

Wir waren nun einmal in diese Ortschaft gekommen oder vielmehr verschlagen worden, denn es war an unserem Wagen etwas nicht in Ordnung, und das mußte erst gemacht werden. Das war weiter kein Unglück, und ich stehe ja auch immer auf dem Standpunkt, man soll aus allem immer das Beste machen. Das Hotel war sehr hübsch, funkelnagelneu und eigentlich ganz international. Wir haben uns gewundert, daß es so etwas Elegantes in dem kleinen Ort gab. Der Kellner sagte, es sei wegen der Ausgrabungen in der Nähe; früher seien kaum Fremde hergekommen, und Ausländer schon gar nicht. Freilich haben wir von den Ausgrabungen nichts gesehen, denn als am nächsten Vormittag die Wagenreparatur fertig war, da mochten wir uns doch nicht länger aufhalten.

Ich konnte mich mit dem Sakristan gut verständigen, er sprach recht geläufig Französisch, nur an die Aussprache mußte ich mich erst gewöhnen. Er erwähnte nachher, er sei lange in Frankreich gewesen, aber da war er noch nicht Küster, sondern hatte irgendeinen anderen Beruf, ich glaube, Verkäufer.

Mein Mann hält ja nichts vom Französischen, er sagt immer, Englisch ist die einzige Sprache, die eine Zukunft hat, und er selbst kommt auch nicht sehr weit mit seinem Schulfranzösisch. Jetzt erklärte also mein Mann, er müsse ein paar Telegramme aufgeben und nachher fänden wir uns wohl im Hotel wieder zusammen. (Das taten wir auch, mein Mann saß in der Halle und trank Whisky mit Soda und Eisstückchen und las dazu englische Zeitungen. Aber schließlich gehört für einen Geschäftsmann das Zeitungslesen auch zur Arbeit, sogar auf Urlaub, er muß doch wissen, was vorgeht.)

Also gut, da war ich mit dem Sakristan allein. Er führte mich weiter, und es war manches zu sehen, obwohl die Kirche nicht einmal sehr groß war — ich bitte Sie, es war ja auch ein unbedeutender Ort, aber er hat schon im Altertum bestanden, und die Kirche ist ebenfalls alt, noch aus der Zeit vor der Völkerwanderung. Sie soll sogar von einem Heiligen persönlich gegründet worden sein, aber die Einzelheiten habe ich nicht behalten, und da ist wohl auch später vieles umgebaut worden.

Wir gingen überall herum, und immer wenn wir am Hochaltar vorbeikamen, dann machte der Sakristan einen Knix. Das ist doch eigentlich eine hübsche und pietätvolle Sitte, finden Sie nicht auch? Aber natürlich, einmal hätte wohl genügt, das ist schon ein bißchen wie die tibetanischen Gebetsmühlen, wo die Menge es machen soll. Immerhin, bei denen da unten ist es nun einmal so, und schließlich kann man es gelten lassen, denn wir sagen ja auch jedesmal danke, wenn uns etwas angeboten wird, und nicht nur einmal, Frau Doktor, für den ganzen Abend.

Der Sakristan, das muß ich sagen, hat mir gut gefallen, obgleich er ganz anders aussah als die Küster bei uns, zum Beispiel schon in der Kleidung. Er hatte einen langen schwarzen Rock an mit Knöpfen von oben bis unten, ein bißchen so wie ein Talar, oder bei denen wird es ja wohl Soutane genannt. Der Stoff war schon speckig und blank, wahrscheinlich schenkte ihm sein Pfarrer die abgelegten Kleidungsstücke, es heißt ja, diese Leute würden sehr schlecht bezahlt. Aber dabei sah er doch gut aus, er hatte ein sehr lebhaftes und regelmäßiges Gesicht, natürlich dunkler, als wir es gewohnt sind. Ich habe ihn auch nach manchem gefragt, denn so eine Gelegenheit muß man doch ausnutzen. So wollte ich wissen, ob in dieser Kirche schon Wunder vorgekommen seien. Für Wunder, Frau Doktor, habe ich mich immer interessiert. Freilich, man weiß ja, wie es damit oft zugeht, aber interessant ist es trotzdem, darin sind Sie sicher mit mir einer Meinung.

Als ich nach den Wundern gefragt hatte, da war ihm das nicht ganz angenehm; er tat, als habe er mich nicht verstanden, und dann führte er mich zu einem Altarbilde, das schon mehrere hundert Jahre alt war; allerdings war es so nachgedunkelt, daß man kaum mehr etwas erkennen konnte.

Begreiflicherweise mochte ich nicht auf meiner Frage bestehen und ließ mir also weiter das Sehenswürdige zeigen. Aber wissen Sie, mit der Zeit muß ich ihm wohl Vertrauen eingefloßt haben, denn plötzlich kam er ganz von selbst auf meine Frage zurück.

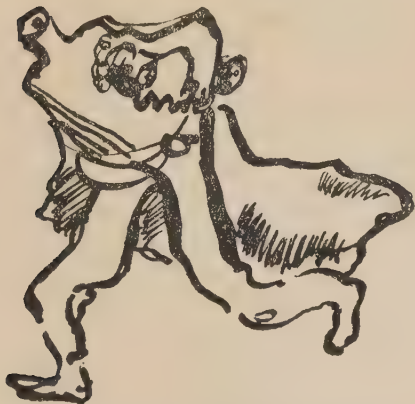
„Selbstverständlich, es kann sein, daß sich in alten Zeiten hier auch Wunder ereignet haben, Madame“, sagte er, „etwa wunderhafte Gebetserhörungen, aber darüber haben sich keine Berichte erhalten. Von *einem* Wunder jedoch weiß ich, mit Ihrer Erlaubnis, ganz genau, und wo Sie so eine höfliche Dame sind und haben für alles so viel Interesse, da ist wohl kein rechter Grund, warum ich es Ihnen nicht erzählen sollte. Sie sind ja auch eine Fremde und reisen, so bedauerlich das ist, bald wieder ab und werden mit den Leuten hier im Ort nicht davon sprechen. Und Don Matteo hat doch wahrscheinlich nur die Einheimischen im Auge gehabt, als er mir verbot, von dem Wunder zu reden. (Übrigens ist es trotzdem nicht ganz unbekannt geblieben.)

Ich fragte den Sakristan, wer Don Matteo sei, denn damals wußte ich noch nicht, daß in Italien alle Geistlichen so einen Titel haben wie bei uns der Don Carlos auf dem Theater oder in der Deutschstunde. Er erklärte mir das, nachdem er gesagt hatte, daß Don Matteo der Vorgänger des jetzigen Pfarrers gewesen und vor einigen Jahren gestorben war.

Jetzt verlangte ich zu wissen, warum dieser Don Matteo so dagegen gewesen war, daß von dem Wunder gesprochen würde und ob ein Wunder denn nicht sehr ehrenvoll für eine Pfarrei sei.

„Gewiß, gewiß, ehrenvoll ist es! Aber man hat so etwas doch nicht immer gern, auch bei den höheren Stellen nicht. Sehen Sie, Madame, das gibt viele Scherereien, und man wird von der bischöflichen Kanzlei zu Berichten aufgefordert, Berichten mit Rückfragen, das nimmt gar kein Ende! Und nicht nur hat man Scherereien mit den vorgesetzten Stellen, sondern auch Ärger mit der eigenen Gemeinde. Die wollen gleich mit der Verehrung anfangen, noch bevor alles richtig geprüft ist, und diese Prüfungen dauern ja oft auch sehr lange, da kann man schon die Geduld verlieren, das muß ich zugeben. Und nun erst, wenn etwas in die Zeitungen kommt, Madame, und gar in die kirchenfeindlichen, da ist dann, mit Ihrer Erlaubnis, der Teufel los. Das Volk wiederum ist so einfältig und so auf Wunder erpicht, wenn es auch nur ein Räuberwunder ist, und selbstverständlich denken sie dabei auch an den Fremdenverkehr. Aber schließlich, das müßte jeder Gläubige wissen, gibt es doch Wunder genug, was kommt da schon viel auf so einen einzelnen Vorfall an?“

„Das gefällt mir“, antwortete ich. „Ich dachte immer, der Papst und alle Priester seien auf Wunder versessen und würden sich so etwas nie entgehen lassen. Aber das ist hübsch, daß sie eher zurückhaltend sind, es kann wohl auch leicht ein Schwindel dabei sein. Ich meine natürlich ein Irrtum.“



Dabei dachte ich im Stillen an manche Wunder, von denen man hört, in der Schule oder in der Kunstgeschichte, etwa wie vor mehr als tausend Jahren ein französischer König, oder war es ein Bischof, geköpft worden ist und hat dann seinen Kopf unter den Arm genommen wie ein Postpaket und ist mit ihm gegangen — wohin, weiß ich nicht mehr. Aber ich mochte auf solche Unglaubwürdigkeiten nicht anspielen, denn ich wollte doch meinen guten Sakristan nicht kränken. Übrigens hatte er schon ganz von selbst recht aufgeklärte Ansichten, und aufgeklärt sind

diese Leute überhaupt, man sollte es nicht für möglich halten! Aber schließlich haben sie ja auch Radio und Television, und die Volksschulen sollen gar nicht einmal so schlecht sein, und die bekannte Frau Montessori, wissen Sie, die mit den Kindergärtnerinnen, die stammte doch auch von da irgendwoher, und dann sind sie auch im Technischen recht weit, denken Sie nur an die Fiat-Werke.

„Nun, Madame, ein Schwindel kann hier nicht dabei sein, und ein Irrtum ebensowenig, das müssen Sie nicht denken, und das werden Sie auch nicht denken, wenn ich Ihnen die Geschichte erzählt haben werde. Sie dürfen übrigens nicht erschrecken, es ist allerdings kein Damenwunder, und es ist auch keine Engelserscheinung dabei; ich habe wohl schon angedeutet, daß es ein Räuberwunder gewesen ist.“

Ich, Frau Doktor, ich hatte eigentlich gedacht, das mit den Räubern, das sei heute auch dortzulande vorbei, und das sagte ich auch zu meinem Sakristan. Aber er sprach dann von der Maffia, und wenn ich ihn recht verstanden habe,

dann ist das ein Geheimbund, beinahe so wie Partisanen und mit sehr viel Einfluß und Macht, die können machen, was sie wollen, und alle haben Angst vor ihnen, auch die Behörden. Viele von den großen Grundbesitzern zahlen diesen Leuten ein Jahrgeld, damit sie ungeschoren bleiben, und man sagt, im geheimen gehörten auch manche von der Polizei und der Gendarmerie dazu. Das ist romantisch wie in den Opern, und doch denke ich mir, in der Wirklichkeit wird es kein Vergnügen sein, und man wundert sich nur, daß so etwas heute noch möglich ist. Aber man liest ja ähnliche Sachen von amerikanischen Gangstern in der Zeitung.

Natürlich hing der Mann, von dem mir der Sakristan erzählte, auf irgendeine Art auch mit diesen Leuten zusammen, aber so richtig dazugehören tat er nicht; er liebte es, seine eigenen Wege zu gehen, und begnügte sich mit ein paar fügsamen Kameraden und mit allerlei Helfern, die ihm Lebensmittel und Munition und was der Mensch sonst nötig hat, in seine Schlupfwinkel und Verstecke schafften.

„Er hieß Geronimo“, sagte der Sakristan. „Alle nannten ihn einfach Geronimo, obwohl das doch gar kein seltener Vorname ist; aber wenn jemand Geronimo sagte, dann wußte man gleich, daß nur dieser eine gemeint sein konnte. Er war berühmt auf der ganzen Insel, oft stand etwas über ihn in den Zeitungen, und die Leute in den Dörfern waren stolz auf ihn. Er war ein leidenschaftlicher Mann und von großer Körperkraft. Noch größer aber als seine Körperkraft war die Stärke seines Willens.

Er war in dies Leben hereingeraten, weil er in seinem Bauernverstande meinte, es sei ihm von einer Behörde Unrecht getan worden und da sei es für ihn das Ehrenhafteste, sich von allen Behörden und Gesetzen auf Lebenszeit loszusagen. Sehen Sie, Madame, ich hätte das nicht getan, für mich wäre das ein übelpassender Beruf gewesen. Ich sage Ihnen offen, ich hatte schon in meiner Jugend eine Neigung zu ordentlichen Verhältnissen und auch zum häuslichen Behagen. So in der Macchia und zwischen den Felsen und in der glühenden Sonne und mit Waffen und Gewalttaten, und Gendarmen hinter einem her, das kann ich mir nicht angenehm denken. Mit den Einnahmen ist es auch recht unsicher, und dann sind da immer Leute, mit denen man teilen soll, sonst ist der Teufel los, und außer vor den Gendarmen hat man sich noch vor den eigenen Kumpanen zu hüten. Gibt es ein Zerwürfnis, dann stellt sich einer von ihnen wohl freiwillig der Gendarmerie und verrät alle Geheimnisse und Verstecke, um sich selber die Begnadigung zu sichern. Was ist das schon für ein Leben? Eine rechte Strafe Gottes. Nun ja, die Menschen sind eben verschieden, und ein jeder muß wissen, wofür er sich entscheidet.

Geronimo kam sehr oft in die Dörfer, und niemand verriet ihn, auch nicht, wenn er über Nacht bei einem Schatz blieb, wo man ihn doch leicht hätte stellen können. Aber er wurde immer gewarnt, und wenn die Gendarmen kamen, war er schon fort.

In der Faschistenzeit, wo doch die Leute vom Festlande und meistens sogar die aus dem Norden regierten, die Piemontesen und Lombarden, wollte man der Maffia und allem Räuberwesen zu Leibe. Damals war es ein strenger Staat, in den paßte so etwas nicht hinein. Mit der Maffia freilich wurden sie nicht fertig und mußten sich begnügen, ihr das Leben zu erschweren, aber Geronimo war ja ein Einzelgänger, und so kamen sehr strenge Befehle, es

müsse nun ein Ende mit ihm gemacht werden. Auch jetzt noch geschah eine längere Weile nicht viel Ernstliches, aber dann wurden die höheren Behörden sehr ungeduldig und bedrängten die niedrigeren, und einige kleinere Funktionäre wurden abgesetzt, weil sie nicht genug Energie bewiesen hätten.

Geronimo verachtete zuerst seine Feinde. Aber einmal kam er in eine Ortschaft, um sich einen Zahn ziehen zu lassen, und damals ist er nur mit genauer Not entkommen. Da merkte er, daß es Ernst geworden war.

Was nun gegen ihn eingeleitet wurde, das war fast ein richtiger Feldzug, mit großem Aufgebot, nicht nur von Gendarmerie und Polizei, sondern auch von Schwarzhemden. Aber es ist ja klar, daß man Verluste vermeiden wollte, und so ging es zunächst noch recht langsam. Besonders die Schwarzhemden werden sich kein Bein ausgerissen haben, das waren ja lauter Einheimische, und viele unter ihnen waren mit Geronimo bekannt, und sicher hat es da auch Verwandte von ihm gegeben, und solche, die sich vor irgendeiner Rache fürchteten. Aber weil von oben her gedrückt wurde, so konnten auch diese Leute es nicht verhindern, daß ihm allmählich Boden abgewonnen wurde.

Einige von seinen Gefährten wurden im Kampf erschossen, andere gefangen, wieder andere verliefen sich, und zuletzt war der Unglückliche ganz allein.

Sie hatten ihn gejagt, bergauf und bergab und wieder bergauf bis dahin, wo die Felsen kahl sind, und dann hatten sie ihn von der Quelle abgeschnitten, und einer von den Offizieren meinte, jetzt brauche man nur in Ruhe abzuwarten, denn wie lange hält einer das schon aus — ohne Wasser, ohne Schatten und in der Sonne, die keine Barmherzigkeit hat? Aber sein Vorgesetzter sagte, es müsse noch heute alles zu Ende gebracht werden. Nämlich wie Geronimo war, der jeden Stein und jede Zacke und Spalte kannte — wenn man den nicht vor Abend hätte, dann sei zu befürchten, er werde in der Dunkelheit entkommen, und dann sei die Blamage da und man müßte wieder von vorne anfangen.

Er war umstellt, und er hatte keinen Ausweg mehr, und er wußte wohl, daß sein freies, stolzes und elendes Leben verloren war. Sie waren schon auf Rufesweite an ihn herangekommen und riefen ihm zu, er solle sich ergeben. Die Antwort kam nicht aus seinem Munde, sondern aus seinem Gewehrlauf.



Geronimo war sehr geschickt im Deckungnehmen, und je nach den Bewegungen seiner Feinde wechselte er von einem Felsblock zum andern. Aber das Feuergefecht zog sich nun schon eine ganze Weile hin, und er hatte bereits mehrere Wunden empfangen, keine leichten! Sein Munitionsvorrat ging zu Ende, er hockte in der brennenden Sonne, und man sollte meinen, er werde nur noch gedacht haben: einmal möchtest du dich noch an kaltem Wasser satt trinken und danach dich ausstrecken, ein Kreuz schlagen und sterben. Es ist nachher auch erzählt worden, wenn eine Feuerpause eingetreten sei, dann habe er von fern das Rieseln der Quelle hören müssen, zu der es für ihn keinen Zugang mehr gab.

Es hat sich dann jedoch gezeigt, daß er noch andere Gedanken gehabt hat als die an das frische Quellwasser. Ich habe ja auch schon gesagt, daß er ein Mann von großer Willenskraft gewesen ist. Er setzte durch, was er wollte.

Die Kirche, Madame, lehrt, wenn einer in Todesnöten ist und es besteht für ihn keine Möglichkeit, zu beichten, dann ist seine Reue und sein Verlangen nach der Beichte schon ebensogut, als habe er gebeichtet und sei absolviert worden. Aber das Volk, Madame, das Volk denkt oft, sicher ist sicher. Was wollen Sie, das sind einfache Leute, die haben eben solche Vorstellungen, und man kann sie ihnen schwer ausreden.“

Diese letzten Worte sagte der Sakristan halblaut und scheu, indessen mit einer großen Eindringlichkeit, und dabei hatte er plötzlich so katholische Augen, richtig unheimlich ist mir zu Mute geworden, so daß ich an meinen Mann denken mußte, der inzwischen wohl seine Telegramme expediert hatte und es sich im Hotel wohlsein ließ, und daß ich vielleicht besser getan hätte, mit ihm fortzugehen. Ich dachte auch, wie gut es jetzt draußen im Sonnenschein sein müßte, und es wurde mir schaurig in dieser steinernen Marmorkühle! Dann fiel mir ein, daß wohl auch der Sakristan von diesen Vorstellungen des einfachen Volkes nicht so sehr weit entfernt sein werde, obwohl er doch in Frankreich gelebt hatte und vielleicht sogar in Paris gewesen war. Ich mochte ihn ja gut leiden, aber wie fremdartig sind doch solche Leute für unsereinen, und wo war ich hier überhaupt hingeraten — Marmor und Weihrauch und Aberglauben und Räuberei und vielleicht sogar Wunder, das war doch alles richtig zum Fürchten! Geschüttelt habe ich mich, Frau Doktor, das kann ich Ihnen sagen.

Am liebsten hätte ich von seinem Wunder gar nichts mehr gehört. Aber nun konnte ich ihn doch nicht einfach stehen lassen und davonlaufen, wo ich ihn doch selbst nach dem Wunder gefragt hatte und hatte ihn gewissermaßen zum Erzählen aufgefordert. Übrigens, um die Wahrheit zu sagen, ein bißchen war ich doch auch jetzt noch gespannt und neugierig, wie die Geschichte mit dem Räuber und mit dem Räuberwunder ausgehen werde; so zwiespältig ist eben der Mensch.

Der Sakristan sagte:

„Da ist denn Geronimo hierher in diese unsere Kirche gekommen, um zu beichten und losgesprochen zu werden.“

Ich war noch so in meinen Gedanken und in meinen Empfindungen, daß es mir zunächst gar nicht recht klar geworden ist, was für eine Ungeheuerlichkeit und Unmöglichkeit er mir da zumutete. Erst ein paar Augenblicke später begriff ich das, und ich möchte beinahe sagen, mit Empörung, und so

bin ich vielleicht ein wenig scharf in der Stimme geworden, als ich dann zu ihm sagte:

„Was erzählen Sie mir da, Monsieur? Wie soll das denn zugegangen sein? Sie haben mir doch auseinandergesetzt, daß er eingekreist war, umzingelt, und es stand kein Fluchtweg mehr offen? Und dazu schwer verwundet! Und wieso, wenn er doch hinauskonnte, wieso ist er dann nicht zur Quelle gegangen und hat Wasser getrunken? Da hat man Ihnen etwas weisgemacht! Oder wollen Sie am Ende behaupten, Sie hätten diesen Geronimo selber hier in der Kirche gesehen? Wie?“

„Nein, Madame, Geronimo habe ich nicht gesehen“, antwortete er, und dann schwieg er und sah zu Boden.

Er hatte das Wort „Geronimo“ so auffällig betont, daß ich gleich merkte, er wollte mich zu der Frage ermuntern, was er denn sonst gesehen habe.

Ich tat ihm den Gefallen und fragte, denn ich hatte das Gefühl, ich müßte etwas gutmachen, weil ich soeben ein wenig unfreundlich zu ihm gesprochen hatte, und er war doch die ganze Zeit über so sympathisch gewesen, und daß er mir unheimlich vorgekommen war, das hatte vielleicht auch nur an der Fremdartigkeit gelegen.

Er antwortete: „Sein Blut habe ich gesehen. Ich habe die Blutspur gesehen.“

Ich bat ihn, mir das zu erzählen, und er erzählte. Sehr lebhaft hat er erzählt, richtig poetisch und mit Modulationen in der Stimme, wie unsereins das nie fertig brächte und mit sehr vielen Handbewegungen. Die können ja keinen Muskel still halten, wenn sie einem etwas auseinandersetzen, schon wenn sie einem bloß einen Weg beschreiben — und nun erst, wenn sie solche Dinge zu erzählen haben!



Zeichnungen: Eva Schwimmer

„Es war ein Sonnabend-nachmittag“, sagte er, „und wie jeden Sonnabend-nachmittag saß Don Matteo im Beichtstuhl — schauen Sie hin, Madame, der dort drüben ist es! Es kam aber an diesem Tage fast niemand, höchstens einige Kinder und ein paar alte Weiberchen, und die längste Zeit las Don Matteo sein Brevier, obwohl es ja im Beichtstuhl recht dunkel ist, aber wer seit Jahrzehnten an das tägliche Breviergebet gewöhnt ist, der braucht nicht viel Licht, um die Worte zu erkennen.“

Die Leute waren zum größten Teil in der Ernte, oder sie standen auf den Straßen oder trieben sich in den Schankwirtschaften und

Bars umher und warteten auf Neuigkeiten von der Front, manche in großer Aufregung und in hitzigen Gesprächen, andere in einem finsternen Schweigen. Alle wußten, wie es weiter oben in den Bergen zuing, und die Gendarmen und Schwarzhemden hatten schon am Freitag davon geredet, heute werde es für Geronimo der letzte Tag sein; wenn er sich gutwillig zeige, der letzte Tag seiner Freiheit, im anderen Falle der letzte Tag seines Lebens. Eine Anzahl von Buben war hinaufgestiegen und drückte sich hinter der Linie herum, und mitunter kam einer, stolz und erhitzt, in die Ortschaft gelaufen oder auf die Äcker und berichtete das Neueste, und diese Nachrichten haben sich dann sehr schnell ausgebreitet. Aus den Städten waren auch Zeitungsleute gekommen, manche von recht weit her, und Männer vom Rundfunk ebenfalls.

Ich selbst war unter den Menschen auf den Straßen, und ich kann Ihnen die Versicherung abgeben, Madame, daß ich mich in großer Erregung befand und in großer Anteilnahme. Dann hörte man, das Feuergefecht sei verstummt und nun könne es nicht mehr lange dauern. Entweder habe Geronimo seine letzte Munition verschossen oder er sei tot. Wirklich kam bald darauf die Nachricht, die Gendarmen seien vorgerückt — mit aller Behutsamkeit, versteht sich — und sie hätten Geronimo in seinem Blut und nicht mehr am Leben gefunden.

Nun machte ich mich auf, um Don Matteo die Nachricht zu bringen, und ich eilte mich sehr, denn ich wußte ja, daß Don Matteo viel Teilnahme für Geronimos Schicksal hatte. Ich nahm aber nicht den Weg durch das Portal, sondern durch die Sakristei, weil das der kürzere ist, nämlich wenn man nicht von der Straße kommt, sondern zwischen den Gartenmauern, wo man ein Stückchen abschneidet. Nachher werden Sie merken, Madame, warum ich diesen Umstand erwähne.

Die Kirche war leer bis auf Don Matteo in seinem Beichtstuhl. Obwohl es nicht ganz schicklich war, daß ich ihn anredete, während er sich noch im Beichtstuhl befand, konnte ich mich in meiner Aufregung nicht bezähmen und rief, freilich ein bißchen gedämpft:

„Es ist zu Ende. Er ist tot. Da oben in den Bergen ist er verblutet. Sie schickten sich schon an, die Leiche zu Tal zu schaffen. Spätestens in zwei Stunden werden sie mit ihr unten sein.“

„Was erzählen Sie mir da?“, antwortete Don Matteo und kam aus dem Beichtstuhl hervor. „Was soll das heißen? Wer hat Ihnen das aufgeredet?“

„Das ist, mit Erlaubnis, nichts Aufgeredetes“, sagte ich. „Die Nachricht, so viel Traurigkeit sie hat, ist verbürgt, und eben ist es auch durch den Rundfunk bekanntgegeben worden.“

„Das ist unmöglich!“ rief er. „Ganz und gar unmöglich ist es! Das haben die ausgesprengt, um ihre Blamage zu verhüllen. Ich sage Ihnen, daß Geronimo entkommen ist. Alles andere ist ein dummes Geschwätz.“

Ich wunderte mich über Don Matteos Heftigkeit und auch darüber, daß er mit so fester Überzeugung widersprach. Konnte denn er, der den ganzen Nachmittag über zur Beichte gesessen hatte, im Besitz von verlässlicheren Nachrichten sein als ich? Ich fragte ihn, warum es denn unmöglich sein sollte, und bekam die Antwort:

„Darum, weil Geronimo heute Nachmittag hier in der Kirche gewesen ist

und hat seine Sünden bekannt, und ich habe ihm die Absolution gegeben. Da, an der linken Beichtstuhlseite hat er gekniet!“

Ich war erschrocken, wie der Mensch erschrocken ist angesichts dessen, was er nicht begreift. Ja, ich war wie ein Betäubter. Dann versuchte ich es mit allerlei Einwänden. Ob das nicht ein anderer gewesen sei und ob Don Matteo sich nicht, mit Erlaubnis, getäuscht haben könnte, bei der Dunkelheit im Beichtstuhl und durch das Gitter hindurch... Er aber, obwohl ich merkte, wie nun mein Erschrecken auch auf ihn überzugehen begann, er beharrte auf seinen Worten, und er sagte fast zornig:

„Ich kenne doch Geronimo, und ich kenne seine Stimme. Es ist der einzige Mann gewesen, der heute beichten gekommen ist, und ich hörte seine Schritte, sie waren so laut wie eben genagelte Stiefel auf Steinfußböden, aber zugleich waren es mühsam hingeschleppte Schritte, und ich weiß es noch genau, daß er mit Anstrengung gesprochen hat, und er hat angefangen: Ich armer sündiger Mensch, der Räuber Geronimo, ich bekenne vor Gott...“

Der Sakristan schwieg und ließ nur einen Seufzer hören. Ich merkte wohl, daß er in seine Aufregung und in seinen Schrecken zurückgefallen war, obwohl doch inzwischen eine lange Zeit vergangen sein mußte. Zugleich aber war ich auch sehr ungeduldig, zu erfahren, wie alles zusammenhing, und so ließ ich ihm keine Ruhe, sondern fragte ihn:

„Hat denn Ihr Geronimo dem Don Matteo nicht erzählt, auf welche Weise er zur Kirche gekommen ist und wie er es überhaupt fertiggebracht hat, die Umzingelung zu durchbrechen? Danach hätte doch der Pfarrer ihn fragen sollen!“

„Ach nein, Madame“, antwortete der Sakristan mit matter Stimme. „Es geziemt sich doch nicht, im Beichtstuhl von anderen Dingen zu sprechen als von solchen, die zum Inhalt der Beichte gehören. Freilich, nachdem Don Matteo ihn absolviert hatte und hatte zu ihm gesagt: ‚Gelobt sei Jesus Christus‘, und er hatte geantwortet: ‚In Ewigkeit, Amen‘, und hatte sich erhoben und den Beichtstuhl verlassen, da ist Don Matteo augenblicks aus dem Beichtstuhl gesprungen, als sei ein Feuerbrand hinter ihm her, um Geronimo nach seinen Erlebnissen zu fragen, und auch weil er dachte, daß Geronimo am Ende etwas brauchen könne, eine Arznei oder einen Schluck Wein oder etwas zu essen oder meinetwegen auch ein bißchen Geld. Aber Geronimo war nicht zu sehen, und als Don Matteo nach ihm suchen wollte, da ist auch gleich ein kleines Mädchen gekommen, das beichten wollte, und Don Matteo mußte in den Beichtstuhl zurückkehren. Aber er war doch recht verstört und hatte Mühe, seine Gedanken zusammen zu halten, und er hat mir nachher gesagt, es sei ein wahres Glück gewesen, daß er keinem Erwachsenen die Beichte hätte abnehmen müssen; bei den Kindern, Madame, ist es nämlich einfach, und es gibt keine schwierigen Fälle, die haben genascht oder gelogen oder schlecht von ihren Eltern gesprochen — da braucht man kein Nachdenken, höchstens daß man fragen muß: ‚wie oft?‘, und das tut man schon gewohnheitsmäßig.“

Ich fiel ihm ins Wort, denn ich wollte ihn doch zu Geronimo zurückführen. So sagte ich:

„Aber wenn es nun Geronimo gewesen sein sollte, der im Beichtstuhl gewesen ist, der hat doch sicher viel Interessantes zu beichten gehabt. Hat Ihnen Don Matteo denn davon nichts erzählt?“

„Wie hätte er mir davon erzählen sollen, Madame?“ antwortete er. „Dem stand ja das Beichtgeheimnis im Wege.“

Da war es mir unangenehm, daß ich das nicht gewußt oder doch nicht bedacht hatte. Als hätte er das gemerkt, so sprach der Sakristan schnell weiter, wie um mir über etwas Peinliches hinwegzuhelfen.

„Sie müssen sich auch eine Beichte nicht so sensationell vorstellen, Madame, selbst wenn es eine Räuberbeichte ist. Was wollen Sie — jeder von uns hat nun einmal seinen Beruf, und man mag ihn mit noch so viel Ehrbarkeit ausüben, vor Gott sind wir alle gleich sündig, nur daß die einen es mit Verzweiflung sind und die anderen mit Heiterkeit.“

Daran erinnere ich mich noch genau, daß der Sakristan hier das Wort „sérénité“ gebraucht hat, und das bedeutet, glaube ich, noch etwas anderes, als was wir Heiterkeit oder Vergnügtheit nennen, eben etwas Höheres, man könnte auch sagen, etwas Feierliches. Und das war mir ganz deutlich, daß mein Sakristan den Verzweifelten keineswegs vor den Heiteren den Vorzug geben wollte. Aber ich weiß nicht, ob er damit eigentlich im Recht war — ich meine selbstverständlich: von seinem Standpunkt aus.

„Und was sich ein Kaufmann oder Beamter oder Pächter zu schulden kommen läßt, das erscheint uns besser als das, womit ein Räuber sich versündigt. Aber halten Sie es nicht für denkbar, daß wir uns da sehr täuschen? Vielleicht ist, von Gott aus gesehen, der Unterschied gar nicht so groß, wie wir meinen. Ja, Don Matteo hat einmal zu mir gesagt: „Manchmal möchte man zu dem Gedanken versucht sein, Gott sehe aus einer solchen Höhe hernieder, daß vor ihm viele menschliche Unterscheidungen ihre Bedeutung verlieren, und es wäre wohl auch mit Gott kein Auskommen und Aushalten, wenn er nicht in seinem Sohn selbst zu einem Menschen geworden wäre und zu unserem Bruder; damit hat die übergroße Entfernung sich verringert.““

Das war allerdings sehr theologisch geredet, und dennoch war vermutlich etwas Gutes und Einleuchtendes dabei. Aber es verlangte mich nun nicht so sehr nach dem Theologischen, sondern ich wollte hinter die ganze Wundergeschichte kommen, und vor allem verlangte es mich jetzt, zu wissen — und danach hatte es mich schon die ganze Zeit über verlangt — was es denn mit Geronimos Blut auf sich hatte, das der Sakristan gesehen haben wollte.

Ich fragte also danach und forderte ihn zugleich auf, seine Geschichte zu Ende zu bringen. Er erzählte nun wieder in seiner höflichen und lebenswürdigen Art und war auch schon viel ruhiger als zuvor, wahrscheinlich weil er von dem Theologischen gesprochen hatte; das hatte ihn eben beruhigt.

Don Matteo und er, so fuhr er fort, hätten nun noch eine ganze Weile miteinander gesprochen, er selbst in dem Bestreben, Don Matteo von seiner Meinung abzubringen, der Pfarrer jedoch, indem er die Gründe darlegte, aus denen er bei Leben und Sterben darauf bestehen müsse, dem Geronimo die Beichte abgenommen zu haben und keinem anderen.

„Ich habe Don Matteo, der ein Mann von ruhiger Gemütsart war, noch nie in einer solchen Verfassung gesehen“, sagte der Sakristan. „Er wurde immer bedrängter und immer grüblerischer, und schließlich hatte er alle Farbe aus dem Gesicht verloren. Er zitterte, und einige Male hat er sich bekreuzt, dabei hat ihm die Hand kaum gehorchen wollen. Er sprach dann nicht mehr, und ich schwieg auch. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und schlug stöhnend

die Hände vor das Gesicht, und so verharrte er einige Minuten. Danach ließ er die Hände wieder sinken und starrte zu Boden.

In diesem Augenblick nahm sein Gesicht den Ausdruck eines ganz neuen Schreckens an. Er wollte etwas sagen, aber er brachte nichts Verständliches heraus; er deutete mit dem Zeigefinger auf den Fußboden, und der Zeigefinger ging hin und her wie ein kahler Zweig im Winde.“

Der Sakristan hat mir das richtig vorgemacht, Frau Doktor, so ein bißchen Theater müssen die ja immer haben, aber dagegen soll man nichts sagen, es hat eben jedes Volk seine Besonderheiten, und was kann man wissen, vielleicht haben wir auch welche.

„Ich folgte mit den Augen seinem Finger“, fuhr der Sakristan fort, „und nun sah ich ebenfalls, was er gesehen hatte, und es war eine Blutspur. Zuerst, Madame, wollte sie mir vor den Augen verschwimmen, so einen Stoß ins Herz hat mir der Anblick gegeben.

Dann aber habe ich meine Kräfte zusammengenommen und bin ihr nachgegangen und habe erkannt, daß sie vom Portal bis an den Beichtstuhl führte, und zwar bis an den linken Eingang. Ich bin auch durch das Portal ins Freie getreten, doch war dort draußen nichts wahrzunehmen, und die Blutspur begann erst diesseits der Schwelle.

Ich weiß nicht, Madame, ob Sie schon einmal eine Blutspur gesehen haben. Viele stellen sich das falsch vor, nämlich wie einen Bach oder so, als hätte jemand mit roter Ölfarbe einen Strich gezogen, dick wie ein Balken. In Wirklichkeit ist hier etwas und da etwas, weil doch ein Teil des Blutes von der Kleidung aufgesogen wird.“

Ich bat ihn, er möge nicht so viel vom Blut sprechen — ich kann das nicht gut hören — sondern nur einfach weitererzählen. Er entschuldigte sich, obwohl doch, wie mir jetzt einfiel, ich selbst nach dem Blut gefragt hatte, und setzte hinzu, er müsse nur noch das eine erklären, warum Don Matteo und er die Blutspur erst so spät bemerkt hätten, damit ich nicht etwa glaubte, sie sei vorher nicht dagewesen und sie beide hätten erst, als sie schon in Aufregung geraten waren, sich diesen Anblick eingebildet.

Ich muß sagen, seine Erklärung ist einleuchtend gewesen. Er wies nämlich darauf hin, daß er ja durch die Sakristeithür eingetreten und dann, um Don Matteo anzurufen, gleich an die ihr zunächst liegende rechte Beichtstuhlseite gegangen war, ohne den übrigen Kirchenraum zu passieren, und ebenso war Don Matteo aus dem Beichtstuhl auf ihn zugekommen und hatte dabei den Blick natürlich auf ihn gerichtet und nicht rückwärts zum Portal.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Monsieur“, sagte ich, „aber können Sie sich nicht doch getäuscht haben? Da ist doch dies bunte Glasfenster, das hat auch rotes Glas, und wenn das Sonnenlicht durch das Rot auf den Boden fällt, kann das nicht leicht wie Blut aussehen?“

„Ach, Madame“, antwortete er bescheiden und mit einer sehr chevaleresken Handbewegung, „Don Matteo und ich haben, mit Erlaubnis, die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen viele, viele Jahre lang gesehen und sie nie für Blut gehalten. Und dann hätten die roten Strahlen ja den ganzen Weg vom Portal bis zu Beichtstuhl bezeichnen müssen, und wie sollte ein einziges Fenster das zuwegebringen? Es ist auch ein Südfenster, und das alles war am späten Nachmittag wie jetzt.“

Darauf wußte ich nichts zu erwidern und genierte mich ein wenig, weil ich das mit der Himmelsrichtung nicht bedacht hatte. Aber nach seiner hübschen Art wollte er flink über mein Ungeschick hinwegspringen und erzählte weiter.

„Als ich zu Don Matteo zurückkehrte, da hatte er sich gefaßt. Er war aufgestanden und sagte mit klaren Worten und klarer Stimme, ich solle die Kirchentür verschließen und solle mich sofort daran machen, den Fußboden vom Blut zu säubern.

Eigentlich gehörte ja so etwas nicht zu meinen Aufgaben, und für das Reinigen der Kirche, das Aufwischen und Fegen und Abstauben war meine Frau da, und unter gewöhnlichen Umständen hätte Don Matteo mir so etwas nicht zugemutet. Aber dies war ja ein außergewöhnlicher Fall und der außergewöhnlichste, der mir in meiner ganzen Amtszeit vorgekommen ist.

Ich sperrte also die Tür zu, und dann lief ich durch die Sakristei nach Eimer und Wasser und Aufwischlappen, und als ich wieder in die Kirche kam, da kniete Don Matteo vor dem Tabernakel und betete.

Nachher kam er zu mir, sah mir bei der Arbeit zu und trieb mich zur Eile an. Vor allem aber verpflichtete er mich zur Verschwiegenheit, auch meiner Frau gegenüber. Nun, meine Frau hatte schon gesehen, wie ich so hastig den Eimer holte und ihn mit Wasser füllte, und irgendeine Erklärung mußte ich ihr doch geben.

Ich war noch nicht fertig, da verlor Don Matteo die Geduld und lief davon, um Nachrichten einzuziehen.

Don Matteo blieb eine ganze Weile weg, und als er wiederkehrte, da war das Blut beseitigt; nicht nur vom Fußboden, sondern auch aus dem Beichtstuhl, linkerhand, dort wo Geronimo gekniet hatte. Das Portal stand wieder offen, und ich hatte mich daran gemacht, die Kirche für den Sonntag zu schmücken. Es waren auch Frauen und Kinder gekommen, die Blumen brachten, insbesondere für den Muttergottes- und den Herz-Jesu-Altar. Das alles war wie jeden Sonnabend. Von den Frauen habe ich auch gehört, daß Geronimos Leiche schon zur Stelle war. Man hatte sie einstweilen bei der Gendarmerie niedergelegt, und dort sollte sie bleiben, bis sie zum Begräbnis freigegeben würde.

Don Matteo war ernst und still. Er fragte mich, ob ich es für möglich hielte, daß irgendjemand außer ihm heute Nachmittag Geronimo gesehen habe, etwa auf dem Wege zur Kirche oder vor dem Portal. Ich antwortete, das schiene mir ausgeschlossen, denn die Nachricht von einem so ungeheuerlichen Vorkommnis hätte sich augenblicks verbreiten müssen, und die Frauen und Mädchen mit den Blumen würden bestimmt davon gesprochen haben. Dann wies ich darauf hin, daß ja die Blutspur nur innerhalb der Kirche zu sehen gewesen war.

Don Matteo hatte sich draußen im Ort umgehört und mit manchen Leuten geredet. Schließlich war er auch dabei gewesen, als der Leichnam in die Gendarmerie getragen wurde.

Er nahm mich beiseite und wir gingen in sein Arbeitszimmer.

Er sagte:

„Sie haben recht gehabt, und ich habe auch recht gehabt. Es gibt keine andere Erklärung. Gott hat dieser starken und leidenschaftlichen Seele in der Stunde, da sie sich bereits anschickte, dem Gefängnis des Leibes zu entschlüpf-

fen, die Erlaubnis gegeben, die gewöhnlichen Naturgesetze hinter sich zu lassen. Noch vor dem Tode hat sie sich vom Leibe scheiden und danach in ihn zurückkehren dürfen, um ihn endgültig zu verlassen. Es war aber nicht die Seele allein, sondern mit etwas Leiblichem muß sie auch angetan gewesen sein, denn wie hätte sonst die Blutspur zustandekommen können, wie Geronimos Bewegungen, Schritte und Worte? Ich werde seiner vor dem Altar gedenken, so als habe er eine Familie hinterlassen und die habe Messen für ihn bestellt.“

„Und Sie, Monsieur?“ fragte ich. „Haben Sie diese Erklärung gelten lassen und sich zu eigen gemacht?“

Der Sakristan nickte sehr entschieden und sehr ausdrucksvoll, sagte aber nichts.

Erst als ich mich von ihm verabschiedete, hatte er wieder sein freundliches und zuvorkommendes Lächeln.

„Das ist also das Räuberwunder gewesen“, sagte er. „Ich danke Ihnen, Madame, daß Sie mir mit so liebenswürdiger Geduld zugehört haben. Und wie es bei uns mit den Wundern gehalten wird, das habe ich, mit Erlaubnis, Ihnen ja vorhin auseinandergesetzt.“

Wir trennten uns, und unterwegs zum Hotel war ich noch sehr aufgewühlt und ganz erfüllt von dem Räuberwunder und dachte, daß ich die Geschichte unter keinem Umständen bei mir behalten könnte, sondern ich wollte sie gleich meinem Mann erzählen.

Aber als ich dann ins Hotel kam, da war mein Mann immer noch bei seinen Zeitungen, und ich merkte ihm an, daß er sich nicht gern stören lassen wollte, und wahrscheinlich gab es da etwas Wichtiges . . . Konjunkturrückgang in Amerika oder nicht? . . . Neue Wirtschaftsverhandlungen mit Jugoslawien . . . oder daß Wachtelkönig Altpapier drei Prozent verloren hat.

Da mußte ich an meinen Sakristan denken, wieviel Zeit der sich für mich genommen hatte und hat mir in seiner Courtoisie noch gedankt dafür, daß ich ihm so geduldig zugehört hätte, wo doch der Dank ganz gewiß auf meiner Seite war. Aber das darf ich wohl sagen, Frau Doktor, es hat ihm selbst ja auch Freude gemacht, mit mir zu sprechen, und es versteht sich, daß ich ihm beim Abschied ein sehr ordentliches Trinkgeld gegeben habe. Er hat das entgegengenommen wie ein Herr, der von seiner Dame einen Cotillonorden bekommt — ein einfacher Mann, aber ein richtiger Kavalier, Frau Doktor, das können Sie mir glauben.

Nachher, beim Abendessen, fragte mein Mann mich allerdings, was es denn in der Kirche noch zu sehen gegeben hätte. Da habe ich von dem Taufstein gesprochen und von so irgendeiner Reliquie und von einigen Grabmälern und davon, daß das Bild doch schon sehr nachgedunkelt gewesen ist.

Die Räubergeschichte hat mich auch später noch beschäftigt, und ein paar Male habe ich sogar von meinem Sakristan geträumt. Aber wissen Sie, wenn man wieder zu Hause ist, wo jeden Tag der Generalanzeiger kommt und jede Woche die Milchrechnung und die Kinder bringen ihre Zeugnisse aus der Schule, dann wird es doch schwerer, sich in so etwas hineinzudenken, und da verblaßt es eben. Jetzt jedoch, wo ich wieder einmal von Hause fort bin, da ist mir das alles in die Höhe gekommen, und da fühle ich wieder, wie herrlich kühl der Marmor gewesen ist und wie es mir nachher geграust hat

und daß ich jetzt doch die richtige Vorstellung von einer Blutspur habe. Förmlich vor mir sehen tue ich sie, genau so wie sie in der Wirklichkeit ist! Und nun habe ich Ihnen also alles erzählt, weil wir doch miteinander so gut bekannt geworden sind und haben im Strandkorb oder bei der Promenadenmusik so oft und — ich darf das wohl sagen, denke ich, nicht wahr? — so freundschaftlich und vertraulich miteinander geplaudert. Ich hoffe ja auch, es wird Sie nicht gelangweilt haben. Aber um das eine darf ich wohl bitten: erzählen Sie es nicht weiter, ich möchte doch vor den anderen Damen nicht als abergläubisch dastehen oder überhaupt so, als ließe ich mir etwas vormachen.

Vielleicht habe ich damals in der Kirche sogar an das Räuberwunder geglaubt. Jetzt denke ich eher, es wird so etwas Okkultistisches gewesen sein, oder heute sagt man wohl besser: etwas Parapsychologisches. Ich habe nämlich einmal so einen Vortrag gehört, da war auch von Doppelgängerei die Rede und von Persönlichkeitsabsplaltung und von Heraustreten aus sich selbst. Ich finde, eine solche Erklärung hat doch etwas Beruhigendes, denn wenn es so zusammenhängen sollte, wie sich das dieser Don Matteo vorstellte und mein guter Sakristan, — was sollte man da wohl von der Welt halten?

DER ZAGHAFTÉ

Nun höre: es ist Sommer. Wie die Saat
In Halme schoß, bekrönt mit vollen Ähren,
Muß aus dem schüchtern keimenden Begehren
Einmal der Wille brechen, reif zur Tat.

Ihm neigt sich gern die purpurfarbne Frucht,
Die, glückverheißend, glänzt am Baum des Lebens.
Sie zu erhaschen mühen sich vergebens
So kalter Sinn wie heiße Eifersucht.

Wer ihrer teilhaft wird, dem öffnet weit
Sein leicht damit berührtes Tor ein Garten,
Drin Mädchenherzen auf Entflammung warten
Wie Knospen auf des Blühens Herrlichkeit.

Henry Shelness

TERZINEN AN MORPHEUS

Mach uns zu Ätherstaub
oder würziger Abendkühle

nach einem Gewitterregen.
Gib uns die Unbekümmertheit
von Schattenspielen auf der
Rückwand von Hirtenbuden.

Unser Finger kreist über
Landkarten, die unerlösten
Begierden breiten sich aus.

An den Hügeln endet Flucht,
und Vergessen läßt sich
nicht erzwingen. O Morpheus!

Werner Siebold

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Ananke

Der Marquis de Sade war ein erbitterter Feind der Todesstrafe. Als er während der Revolution Verwandte, die ihn schwer geschädigt hatten, zum Tode verurteilen sollte, weigerte er sich, wurde als Richter abgesetzt und selbst ins Gefängnis gesteckt. Sade war auch dem Eigentum feindlich. Er nannte es ein Verbrechen der Reichen, begangen an den Armen. Aber weder durch seinen Mannesmut, noch durch seine sozialistischen Ideen ist sein Name auf uns gekommen. Seine Bücher gelten als Pornographie, weil sie die Lust des einen schildern, die aus der Quälerei des anderen kommt. Sadismus nennen wir das, und Sadismus ist verboten.

Der Sadismus kümmert sich freilich nicht viel um das Verbot. Sade hat ihn ja auch nicht erfunden, sondern bloß dargestellt, mithin kann zwar die Darstellung in den Texten des Marquis unterdrückt werden, nicht jedoch die Sache selber. Hier gilt der Satz des Spinoza: Quisquis tantum juris habet, quantum potentia valet. Wo keine Möglichkeit ist, es durchzusetzen, ist auch kein Recht. Er erhebt sich aber auch die Frage, was, wenn die Sache nicht zu unterdrücken ist, die Unterdrückung der Darstellung bezweckt?

Der Antwortende, der sich schlechtweg auf die Erhaltung von Sitte und Ordnung beruft, kommt dem Kern der Angelegenheit am nächsten. In Sades sexueller Offenherzigkeit erkennt er nämlich die Spitze des längst vergessenen Generalangriffes auf die Gesellschaftsordnung, den der Marquis führte. Seit Sigmund Freud, und vollends seit der Kombination Freudscher Psychologie mit der Soziologie Marxens sind diese Zusammenhänge klar. Ordnung, genauer gesagt Herrschaftsordnung, beruht auf der Ausschaltung der anarchischen Tendenzen des Trieblebens, also müssen die Mächtigen darum besorgt sein, schon die Gedanken an Anarchie, die sich bei erotischer Lektüre einfänden, zu verhindern. Zwar stellen sich die Verpönten auch auf andere Weise wieder ein; aber eben als Hinterlist, allenfalls geduldet, und nicht zugegeben von dem, der auf Ansehen und Karriere Wert legt.

Dieser Stand der Dinge wurde von Freud bestätigt. Seiner Auffassung nach beruht die ganze Kultur auf der Unterdrückung des Trieblebens. Sie beginnt, wo mit Erfolg auf die vollständige Befriedigung von Bedürfnissen verzichtet wird. Die zerstörerischen Kräfte werden der sozialen Norm geopfert, Luststreben wird in das Realitätsprinzip verwandelt. Der Unterdrückte wird dazu gebracht, sich selbst zu unterdrücken: Er liest Sade nicht, weil man es nicht tut.

Oder er liest ihn doch. Warum? — Weil die Phantasie frei bleibt. Im Unbewußten lebt fort, was Freud das Lustprinzip nennt, die Gleichsetzung von Freiheit und Glück, die Befriedigung dessen, der die Möglichkeit hat. Die Möglichkeit, die Chance zu haben, macht den Menschen glücklich. Die berühmte Qual der Wahl ist in Wahrheit höchste Seligkeit.

Wenn es zutrifft, daß die Würde des Menschen darin liegt, daß er die Chance hat, so wird man die Opfer der Phantasie an die Norm noch unter

einem anderen Aspekt als dem Freuds betrachten müssen. Man wird dann die Verdrängung nicht nur als Voraussetzung von Kultur und Herrschaft betrachten dürfen, sondern wird sich Gedanken machen müssen über ihr Ausmaß, und fragen, wo sie etwa in ihr Gegenteil umschlägt und die Kultur schädigt, statt sie zu fördern.

Professor *Herbert Marcuse* hat diesen Schritt über Freud hinaus getan und in einem atemberaubend intelligenten Buch (*„Eros und Kultur“*, Deutsch von Marianne von Eckardt-Jaffe, Stuttgart 1957, Klett. 264 S. DM 16,80) beschrieben. Außer einer Kritik am Freud-Revisionismus, auf die hier nicht eingegangen werden kann, enthält die Arbeit zwei Hauptteile: „Unter der Herrschaft des Realitätsprinzips“ und „Jenseits des Realitätsprinzips“.

Marcuses Betrachtungen kreisen im ersten Abschnitt um die Einschränkung des Sexuallebens, die nach Freud für die Kultur unvermeidlich ist: „Er findet den Grund für den Antagonismus der Kultur gegen die Sexualität in den Aggressionstrieben, die mit der Sexualität tief verschmolzen sind: sie drohen immer wieder, die Zivilisation zu zerstören und zwingen die Kultur, ‚alles aufzubieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen.‘ Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkungen des Sexuallebens.“ Aber wiederum weist Freud nach, daß dieses System der Verdrängung und Unterdrückung den Konflikt nicht wirklich löst. Die Zivilisation gerät in eine zerstörerische Dialektik: die dauernden Einschränkungen des Eros schwächen schließlich den Lebenstrieb und setzen damit eben jene Kräfte in verstärktem Maße frei, gegen die sie ‚aufgerufen‘ worden waren — die Kräfte der Zerstörung.“

Diese „Dialektik der Kultur“ sieht Marcuse im Zusammenhang mit der „zusätzlichen Unterdrückung“, die das jeweilige historische Herrschaftssystem dem Menschen auferlegt. Es unterjocht mehr als nötig ist, um die Kultur zu erhalten, und gefährdet sie dadurch. Die über die Grundunterdrückung hinausgehende Repression unterliegt historischem Wandel, wer sie anzweifelt, stellt nicht das Realitätsprinzip in Frage, sondern seine jeweilige historische Form.

In unserer Gesellschaft, die auf hierarchisierter Arbeit gründet, tritt das Realitätsprinzip als „Leistungsprinzip“ auf, das heißt in Formen der Arbeit, die mit dem Lustprinzip unvereinbar sind: „Objektiv hängt die Notwendigkeit der Triebhemmung und -einschränkung mit der Notwendigkeit mühseliger Arbeit und der Verschiebung der Befriedigung zusammen. Das gleiche und selbst ein verringertes Maß an Triebreglementierung würde auf einer fortgeschrittenen Kulturstufe einen höheren Grad von Unterdrückung darstellen, wo die Notwendigkeit des Triebverzichts und die Mühsal durch materiellen und intellektuellen Fortschritt beträchtlich reduziert ist — wo die Kultur sich tatsächlich eine weitgehende Freisetzung von Triebenergie leisten könnte, die zuvor für Beherrschung und Anstrengung verwendet werden mußte. Umfang und Intensität der Triebunterdrückung erlangen ihre volle Bedeutung erst, wenn man sie in Beziehung zum historisch möglichen Ausmaß der Freiheit setzt.“

Man könnte demnach sagen, daß Sade deswegen unterdrückt wird, weil die Arbeit als Grundlage unserer Gesellschaft sadistischen Charakter hat. Marcuse

geht indessen weiter. Seine Analyse ergibt, daß die Entschuldigung der Kontrolle mit Ananke, mit der Lebensnot, hinfälliger wird, je mehr Möglichkeiten zur „mühelosen Bedürfnisbefriedigung sich mit zunehmendem Wissen und wachsender Naturbeherrschung“ ergeben. Sie dient nicht mehr so sehr der Arbeitsleistung als dem augenblicklichen Organisationssystem. Sie stimmt nicht mehr: die Lebensnot wird zur Lebenslüge, die uns in einer Ordnung der Unterdrückung festhalten soll und die Utopie einer erfüllten Ordnung als „Libertinage“ diffamieren.

Marcuse räumt ein, daß die materielle Produktion diese Erfüllung nicht selber geben kann, aber sie kann Zeit frei geben: „Je vollständiger die Entfremdung der Arbeit, desto größer das Potential der Freiheit: die totale Automation wäre hier das Optimum.“ Und hier, *nicht* in den Mitteln, die uns mit der Arbeitswelt aussöhnen wollen, liegt die Zukunft der Freiheit. Je geringer der Aufwand an Arbeit wird, desto mehr Zeit bleibt für die produktionsfremden Maßstäbe des Spiels, in dem Befriedigung möglich ist: „Wenn die höheren Werte ihre Ferne, ihre Isolierung von den niederen Fähigkeiten verlören, könnten diese frei empfänglich für die Kultur werden.“

Diese Vorstellung, Triebbefreiung könnte auf der Stufe fortgeschrittener Zivilisation etwas anderes sein, als ein Rückfall in die Barbarei, ist phantastisch. Eine phantastische Hoffnung. Die Bedenken, die sich sofort einstellen, gelten dem Charakter der Triebe, der Frage nach der Dauer freier Beziehungen, nach der Vernunft. Marcuse vertritt hier die Ansicht, daß die Sexualität unter dem Leistungsprinzip verklemmte Sexualität ist, auf bestimmte Körperzonen beschränkte, eingeschüchterte und daher auch ausbruchswütig und geil. Die Befreiung würde sie auflockern, und damit in Erotik umwandeln, dem Menschen sein leib-seelisches Gleichgewicht zurückgeben und die, schon von Freud festgestellte, „natürliche“ Selbstbeschränkung der Triebe in ihr Recht setzen. Die Lust hat ihre eigene Raison, sie baut sich Schranken auf. Eine höhere, entspannte Vernunft tritt neben die bloß repressive.

Diese Hypothesen wieder und wieder zu durchdenken, wird nicht umhin können, wer die Augen offen hat und allenthalben die krampfigen und unappetitlichen Versuche sieht, die Nachteile der Triebunterdrückung wett zu machen. Unsere jungen Leute erwachsen als Material eines technisch perfektionierten und staatlich gebilligten Sadismus. Ganze Industrien leben davon, daß sie die Angst vor den unterdrückten Trieben für sich ausschachten. Mit Verboten ist dem nicht mehr beizukommen, weil, wie jedermann weiß, sie nicht durchführbar sind. Ihre Notwendigkeit ist zutiefst zweifelhaft. Marcuses Buch zeigt den vernünftigen Weg. Er schrieb es aus dem Geist des 18. Jahrhunderts, für den Philosophie in erster Linie die Aufgabe hatte, die Wahrheit zu sagen und Vorurteile zu zerstören. Je eher wir daraus lernen, das Maß der Unterdrückung auf das heute noch Nötige zu reduzieren, desto baldere gewinnen wir die Kontrolle über eine Entwicklung, die uns, — jeder Kiosk, jede Gruppe Halbwüchsiger beweisen es — sonst entgleitet. Ohne Mut bringen wir nichts in Ordnung, nicht einmal die Ordnung selber. *Harry Pross*

Existenzphilosophie lebendig oder tot?

Dieser Titel der in der Reihe der „Urbanbücher“ im W. Kohlhammer Verlag Stuttgart in der zweiten Auflage erschienenen Monographie von *Fritz Heinemann* hört sich wie eine mehr oder weniger feierliche Grablegung der Existenzphilosophie an. Zum Teil ist sie dies auch, aber nur zum Teil, denn der Verfasser, der für sich den Ruhm in Anspruch nehmen darf, den Terminus „Existenzphilosophie“ im Buche „Neue Wege der Philosophie“ bereits im Jahre 1929 geprägt zu haben, als er noch in Deutschland wirkte (heute lebt er in England), hat eine ambivalente Einstellung zum Existentialismus. Er nennt seinen Standpunkt „postexistentialistisch“ und „meta-analytisch“ also jenseits des Existentialismus und der analytischen Philosophie der anglo-atlantischen Welt. Stimmt dies? Heinemann sagt: „Daß die Existentialisten nicht die wahren Führer unserer Zeit sind und daß die Existenzphilosophie als solche im wesentlichen ihre Rolle ausgespielt hat, sind lediglich zwei Aspekte ein und derselben Tatsache. Die Existenzphilosophie ist insofern tot, als das Existenzprinzip als Grundprinzip einer umfassenden Philosophie nicht ausreicht und in der Tat von Heidegger, Jaspers, Marcel und Sartre aufgegeben ist. In diesem Sinne hat sich die Existenzphilosophie, die wesentlich der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zugehört, überlebt. Existentiell Philosophieren ist jedoch keineswegs tot.“ „... Existentielle Fragestellung . . . bleibt nach wie vor von größter Bedeutung . . .“ Und er schließt: „Existenz als Anruf und als Appell bleibt . . . erhalten . . . Die Existentialisten irrten, wenn sie glaubten, auf dem Prinzip der Existenz Systeme errichten zu können. Sie hatten recht, wenn sie es als Anruf und Appell verstanden“, nämlich als „regulatives Prinzip.“ Diese Redeweise Heinemanns zeigt, daß er zwar einer anderen Spielart des Existentialismus das Wort redet, aber sich von seinem Ansatz nicht entfernt, sondern ihn bejaht.

Heinemann meint, der Ausgangspunkt der Existenzphilosophen sei „die Tatsache und das Problem der Entfremdung, ihr Ziel die Befreiung von der Entfremdung“. Er weist darauf hin, daß Hegel zuerst diesem Problem ernste Aufmerksamkeit zuwandte. „Die Natur ist der sich entfremdete Geist.“ Karl Marx habe dann die zentrale Rolle der Entfremdung

sehr schnell begriffen, aber den Idealismus Hegels durch den Materialismus ersetzt und erklärt, daß durch das Phänomen der Arbeitsteilung der Arbeiter sich selbst entfremdet und seine Arbeitskraft eine Ware wird. Das Ziel wird daher die Rückkehr des Arbeiters oder des Proletariats zu sich selbst aus dem Stadium der Selbstentfremdung, was jedoch nur durch Revolution zu erreichen sei. So hätten wir nun die Entfremdung der Klassen im Klassenkampf und die Geschichte des Kapitalismus sei die Geschichte der Selbstentfremdung des Menschen, die durch die Revolution überwunden werden müsse. Die Existenzphilosophie entstand, sagt Heinemann, weil weder Marx noch Hegel durch seine Lösungsversuche das Problem der Entfremdung beseitigen konnte, ja die Diktatur des Proletariats habe die Freiheit des Individuums völlig unterdrückt.

Nun ist die Idee der Entfremdung keineswegs modern oder eine Erfindung Hegels; sie bestand bereits in der Orphisch-Pythagoreischen Gedankenwelt, sie spielt in der neuplatonischen Philosophie eine der Hegelschen verwandte Rolle, aber der Sinn all dieser Entfremdungen ist jeweils verschieden. Sie ist zuerst religiös, dann metaphysisch, dann sozial und schließlich im Existentialismus psychologisch zu verstehen. Hier ist sie der sozialen diametral entgegengesetzt. Sie ist hier als romantisch zu begreifen, denn ihre Heilung würde eher durch eine Rückbildung der sozialen Formen, eine Beseitigung des „Objektivismus“ und des „Materialismus“ der Wissenschaft, kurzum des „rechnenden Verstandes“ zu erzielen sein.

Heinemann erblickt als ersten existentiellen Denker den längst verstorbenen Kierkegaard, obwohl er in den Existentialisten die eigentlichen philosophischen Vertreter der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erblickt. Er schreitet dann zur Darstellung der Gedankenwelt Husserls, als des nicht-existentialistischen Vaters des Existentialismus, sieht in Jaspers das „Abenteuer radikaler Offenheit“, in Heidegger „heroischen Trotz“, in Sartre die „Philosophie des Außersichseins“ (was wiederum stark an Hegel erinnert), in Gabriel Marcel den „mysteriösen Empiriker“ und in Nikolai Berdjajew den „mystischen Anarchisten.“ Er widmet dabei Jaspers 23, Heidegger 28, Sartre 34, Marcel 17 und Berdjajew 10 Seiten. Rein räumlich erscheint Sartre über- und Hei-

degger unterbewertet. Der diffuse Jaspers und der konfuse Sartre kommen also räumlich verhältnismäßig besser weg, als der konzisere Heidegger. Heinemann zitiert Werner Brod, der die sog. „Existentialien“ der ontologischen Analyse Heideggers vorlegt und erklärt, sie würden „eines Tages als so fundamental betrachtet werden wie etwa Aristoteles' Kategorienlehre“. Heinemann lehnt diesen Anspruch mit Recht ab. Was sind nun diese Existentialien oder Kategorien oder Weisen unserer Existenz? Das Reich der Werkzeuge, das Selbst in seiner uneigentlichen Existenz, das Insein mit seinem „Verstehen“, „Verfallen“ und seiner „Befindlichkeit“, das Sein des Daseins, die Sorge, die wiederum die Dreieinigkeit des „Besorgens“ (Umgehens mit Werkzeugen), der Fürsorge (Sorge für andere) und Selbstsorge (Sorge für das eigentliche Selbst) zu verrichten hat. Untersucht man diese „Kategorien“ oder „Existentialien“ näher, dann sieht man, daß sie nichts anderes sind als eine Art von Sozialpsychologie, die auf den Stelzen der Ontologie einherschreitet und wertgesättigte Schilderungen des Lebens als Kategorien, Existentialien usw. anbietet. Das ganze gehört aber mehr ins Reich der „schönen“ Literatur als der Philosophie, deren Grenzen bei den meisten Existentialisten verschwimmen. Den Ansatz bildet keineswegs „Entfremdung“, sondern spezifisch Langeweile, innere Leere, Malaise, Überdruß, die eben zu solchen Existentialanalysen führen und selbst heraufbeschworene Krisen wittern. Mit unübertrefflicher Anschaulichkeit schildert den „Ansatz“ des Existentialismus gewissermaßen im Zustand philosophischer Unschuld Hugo von Hofmannsthal zu einer Zeit, als diese Stimmung noch keine philosophische Artikulation gefunden hat, nämlich 1907 in den „Briefen des Zurückgekehrten“: „Und zugleich zitterte etwas durch mich hin, etwas, das mir die Brust entzweiteilte wie ein Hauch, ein so unbeschreibliches Anwehen des ewigen Nichts, des ewigen Nirgends, ein Atem nicht des Todes, sondern des Nicht-Lebens, unbeschreiblich... so nichtig lag es da — so gespensterhaft nichtig... Ihre Häuser, ihre Monumente, ihre Straßen, das war für mich in diesem etwas visionären Augenblick nichts als die tausendfach gespielte Fratze ihrer gespenstigen Nicht-Existenz...“ (Hugo von Hofmannsthal, Prosa II, 345 ff, Frankfurt am Main 1951).

Max Rieser

Necco und die deutsche Literatur

Es gibt heute eine Reihe ausgezeichneten italienischer Germanisten, die meisten sind Schüler von Benedetto Croce, dem bedeutenden Kenner und Kritiker deutscher Philosophie und Literatur, wie Bonaventura Tecchi, Giovanni Necco, Ferruccio Amoroso, Italo Maione, Rodolfo Paoli, Lavinia Mazucchetti, Remo Cantoni und Ervino Pocar.

Seit 1945 sind zahlreiche interessante Studien und Bücher in italienischer Sprache über die deutsche Literatur erschienen, über Rilke, Kafka und Thomas Mann, über die Romantiker, die Expressionisten und das klassische deutsche Drama.

Kürzlich publizierte Giovanni Necco eine umfassende Geschichte der deutschen Literatur, die sich mit jeder deutschen Literaturgeschichte messen kann und sicherlich von großem Nutzen für die deutsche Literatur in Italien sein wird. Sie heißt „Storia della Letteratura Tedesca“, ist 1957 bei Vallardi in Mailand erschienen und erhielt einen der angesehensten italienischen Literaturpreise, den „Premio Selezione Marzotto 1957“ für Kritik und Literaturgeschichte. Sie verdient durchaus, in deutscher Übersetzung bald zu erscheinen, da sie außerordentliche Vorzüge hat.

Giovanni Necco, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Bari, 1895 in Livorno Ferraris (Vercelli) geboren, ist ein bekannter Gelehrter, Essayist, Lyriker, Erzähler und Übersetzer. Er und Bonaventura Tecchi schreiben auch regelmäßig in den großen italienischen Zeitungen und Zeitschriften über lebende deutsche Autoren.

Benedetto Croce hieß schon den jungen Necco einen der besten Kenner und Kritiker der deutschen Literatur. Necco übersetzte ins Italienische u. a. das Gudrunlied, Luther, Gedichte aus dem Jahrhundert der Reformation, Nietzsche, moderne deutsche Lyrik, Prosawerke von Herder, Wilhelm von Humboldt, Heinrich von Kleist, Brentano, Hebbel, Joseph Roth, Alfred Neumann.

Necco schrieb u. a. eine „Geschichte des deutschen Pietismus bis zur Zeit der Romantik“, „Realismus und Idealismus in der modernen deutschen Literatur“, „Leopardi und Hölderlin“, „Nietzsche als Poet“, „Die zwei Gesichter Deutschlands“, „Deutsche Literatur“, „Moderne deutsche Lyrik“.

Giovanni Necco glaubt wie sein Lehrer Benedetto Croce, der eine überraschende Rolle in der modernen italienischen Ästhetik spielt, daß die Literaturgeschichte vor allem eine Geschichte einer Anzahl charakteristischer literarischer Individualitäten sei. Daher besteht Neccos Literaturgeschichte in der Hauptsache aus einer Reihe treffender, um literarische Gerechtigkeit bemühter Porträts. Natürlich gibt er auch in kurzen Abrissen die literarischen, historischen, politischen, soziologischen Umstände. Mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und Kenntnis behandelt Necco die Entwicklung des deutschen Theaters, das kulturgeschichtlich meist ergiebiger war, als literarisch. Neccos philosophisch-historische Bildung erweist sich allerorten.

Ein besonderer Vorzug dieser deutschen Literaturgeschichte ist auch, daß der Jargon der deutschen Literaturhistoriker gänzlich fehlt, sozusagen dank der Unschuld des fremdsprachigen Autors. Necco zeigt auch nicht den schönsten Jagdeifer gewisser Literaturhistoriker, die Poesie und die Poeten auf eine fixe Formel zu bringen, sie zu katalogisieren, sie wie in einer Schmetterlingssammlung aufzuspießen.

Glücklicherweise zeigt Necco, ein humaner und liberaler Schriftsteller, nichts von der moralischen Fühllosigkeit einer ganzen Schule neuerer deutscher Literaturhistoriker und Literaturkritiker, die nach der moralischen Person, nach dem Charakter eines Autors gar nichts fragen, ja eher ein triumphales Vergnügen, eine Art kannibalischer Wonne an der menschlichen und moralischen Verkommenheit „interessanter“ Autoren empfinden, und für die nur das Kunstwerk gilt, aber die auch ans Kunstwerk keine moralischen und humanen Ansprüche stellen. Ihr Ästhetizismus erscheint häufig wie eine Bemäntelung der moralischen Mitschuld an vergangenen intellektuellen Verbrechen einer halben Nation.

Professor Necco schreibt über die Literatur der Deutschen mit der schönsten Herzlichkeit, die es gibt, nämlich mit einer kritischen Liebe. Man muß die deutsche Literatur lieben, wenn man sie mit den andern großen Literaturen vergleichen und neben jenen sie gleichberechtigt gelten lassen will.

In dem einen Jahrtausend ihrer Existenz (oder den anderthalb Jahrtausend-

den) gab es tausende Schriftsteller, vielleicht zehntausende, aber keine tausend sind in einer solchen Literaturgeschichte noch vermerkt, etwa hundert oder hundertfünfzig blieben interessant, keine fünfzig sind originell oder groß. Auf eine Generation kommt ein wahrer Poet, nur gibt es ganze Generationen ohne bedeutende Poeten, und in einigen Generationen erscheinen sie im Haufen, wie zur Zeit der Minnesänger, der Reformation, der „Klassik“ und des „Sturm und Drang“, der Romantik, und in unserem Jahrhundert.

Mir scheint, die deutsche Literatur war mehr als alle andern Literaturen von fremden Literaturen abhängig. Die Deutschen übersetzten und paraphrasierten die Bibel, sie ahmten die Hebräer und Griechen und Lateiner nach, die Franzosen, Engländer und Russen, Italiener, Skandinavier und Amerikaner und übertrafen selten ihre Vorbilder.

Etwa dreißig Schriftsteller haben noch Rang und Bedeutung bis zur Zeit der Klassiker, etwa sechzig dann bis zum 20. Jahrhundert, 40 bis 50 in unserem Jahrhundert. Diese Überzahl in unserem Jahrhundert ist freilich die Folge eines optischen Fehlschlusses, dank unserer Nahsicht. Wie wenige von diesen zehn oder zwölf Dutzend deutscher Autoren von Rang sind heute noch in Deutschland lebendig, und nur vereinzelte zählen zur Weltliteratur und werden in fremden Ländern heute noch gelesen. Glücklicherweise werden in Deutschland wie im Ausland Autoren, die schon vergessen scheinen, immer wieder neu entdeckt, wie in Deutschland Lichtenberg etwa oder kürzlich in Paris Kleist und Büchner.

Mir scheint, keines der anderen großen Literaturvölker ist so untreu gegen die eigene Literatur wie das deutsche Volk. Nirgends anders werden die „Klassiker“, die besten Autoren, die vor tausend, hundert oder fünf Jahren starben, so schnell und gründlich vergessen. Nirgends anders hat man so leichten Herzens ganze Generationen von Dichtern ausgetrieben.

Die politische Unbefangenheit einer deutschen Literaturgeschichte, die ein Ausländer geschrieben hat, ist so wohlthuend im Vergleich mit der politischen Befangenheit, ja dem Obskurantismus mancher deutscher Literaturhistoriker.

Hermann Kesten

Goethes Amerikabild

Daß Goethe die Entwicklung der Vereinigten Staaten mit großem und dauern- dem Interesse verfolgte, ist bekannt. Seine Anteilnahme im einzelnen aufzu- weisen, hat sich *Johannes Urzidil* in dem schmalen aber gehaltvollen Büchlein *„Das Glück der Gegenwart — Goethes Amerikabild“* (Goethe Schriften im Ar- temis-Verlag Zürich und Stuttgart. Sech- stes Heft, 1958. 56 S.) zur Aufgabe ge- setzt.

Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit“, wie sich schon früh in ihm „das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände“ entwickelte. Diese Einsicht findet er als Maxime in der Präambel zur amerikanischen Unabhängigkeitser- klärung ausgedrückt. Der praktische Polyhistor Benjamin Franklin, den Her- der verehrte, Lichtenberg hochschätzte, von dem andere zeitgenössische Deutsche sagten, er wäre im antiken Athen unter die Götter aufgenommen worden, be- deutete für Goethe viel, da er immer vom Gegenständlichen ausging und jeder Erscheinung der lebendigen Welt aufge- schlossen war. — Goethe kannte und schätzte James Fenimore Coopers Ro- mane (namentlich „The Prairie“) und bewunderte „den reichen Stoff und des- sen geistreiche Behandlung“. Er beschäf- tigte sich mit den Malern Benjamin West und John Trumbull und war mit den geologischen Verhältnissen Amerikas so vertraut, daß ihn die Scientific Society of New York im Jahre 1826 zum Ehren- mitglied ernannte.

Aaron Burr, der unter Präsident Jef- ferson das Amt des Vizepräsidenten von 1801-1805 innehatte, besuchte ihn 1810, George Bancroft, Ralph Waldo Em- erson, George Ticknor, Edward Everett, George Henry Calvert, der Botaniker Lewis David von Schweinitz, der als Geologe an der Harvard Universität wirkende Joseph Green Cogswell mach- ten ihm ihre Aufwartung. Der letztere schrieb 1819 an Bancroft „America in all its relations is now his paramount study“.

Tatsächlich ist Goethes Kenntnis von Amerika ungewöhnlich. Er war mit Jef- fersons Universitätsplänen wohlvertraut, beneidete die Amerikaner um ihre reli- giöse Toleranz und politische Reife, be- zeigte dem amerikanischen Wahlsystem großes Interesse und sah die Entwick- lung des Landes mit oft verblüffender Genauigkeit voraus. Der Niederschlag

seiner Einsichten und Erkenntnisse fin- det sich in Gesprächen mit Eckermann, in Versen, von denen die bekanntesten „Amerika, du hast es besser“, die schön- sten „Die Erde wird durch Liebe frei, durch Taten wird sie groß“ sind und natürlich im „Wilhelm Meister“.

Amerika selbst wurde Goethe in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — namentlich vom puritanischen Blick- winkel aus — nicht immer gerecht. Man bezichtigte ihn der Unsittlichkeit. Ban- croft, von Karl Follen und den Aus- brüchen des Jungen Deutschland beein- flußt, stellte ihn, was Gesinnung, Wahr- heit, Menschlichkeit und Freiheitsliebe betrifft, hinter Byron, Voltaire und Shelley. Als Cooper 1830 durch Weimar kam, nahm er sich nicht die Mühe, Goethe zu besuchen.

Man kann Autor und Verlag für die- ses schöne, prägnante und aufschlußreiche Büchlein nur mit Vergnügen dankbar sein. Bei einer Neuauflage wären viel- leicht Index und Literaturnachweis zu erwägen.

Thomas O. Brandt

Shakespeares Dramen

Gewisse Stichworte, die im Gespräch um Shakespeare fallen, gehen auf Goethe zurück. Er setzte beispielsweise in seinem Essay „Shakespeare und kein Ende“ die Kategorie des „individuellen Charak- ters“, der im Widerspruch von „Sollen und Wollen“ steht. Auch nennt er Shakespeare einen „wahren Naturfrom- men“. Zumal diese Kennzeichnung ent- spricht eher Goethes reifer Sicht auf Shakespeare als dem Dichter selbst. Und die Vokabel vom „individuellen Charak- ter“ ist von Spätern überfordert worden, so sehr, daß man über den großen Indi- viduen, die in der Mitte der sogenann- ten „Charaktertragödien“ stehen, die Welt und das Drama, das durch sie und mit ihnen geschieht, vergessen hat. Uns fasziniert heute an Shakespeare die „Welt“, das menschlich-kosmische „uni- vers poétique“, die zeitlich-außerzeitli- chen Ereignisse, die er wie kaum einer gestaltet hat.

Kein Zweifel, das vorliegende Buch (*Max Lüthi, „Shakespeares Dramen“, Berlin 1957, Walter de Gruyter & Co. 471 S. DM 20,—*) wirkt hier klärend. Wenigstens kann es einem in seiner Sach- lichkeit und historischen Vernunft, mit der es zu Werke geht, manches reiner vermitteln, als etwa Gundolf in seinem hieratischen Durchschreiten der shakespeare-

arschen Dichtung. Max Lüthi wendet sich an keine hohe „Gemeinde“, er will einfachhin neue Lichter auf Shakespeares Dramatik werfen, Lichter, denen der Leser und Zuschauer und der Wissenschaftler uneingeschränkt folgen können. Die Kapitel des Buches sind in sich abgeschlossene Betrachtungen der einzelnen Stücke, wobei anhand der dramatischen Vorgänge und des Textes Aufbau und Themen beschrieben werden. Der Versuch, „die Eigenbewegung der Stücke“ zu erfassen, gelingt durchaus, und dies auf den zeitgeschichtlichen Fundamenten, die der Verfasser zugleich aufspürt. Zu Anfang nimmt er „Julius Caesar“ und „Hamlet“ vor, in deren Widerschein dann die übrigen Tragödien untersucht werden. Später folgen die Komödien und Romanzen, denen wiederum zwei einleitende Abschnitte über „Sommer-nachtstraum“ und „Was ihr wollt“ vorangeschickt werden. Ein letzter Teil ist den „Historien“ oder Königsdramen gewidmet. Der Anhang bringt Biographisches, Zeitgeschichtliches, eine Chronologie der Dramen, Hinweise auf ihre Quellen sowie ein ausgedehntes Namens- und Sachregister. Aus den Stichworten lassen sich die Themen, auf die es dem Verfasser ankommt, geradezu ablesen. So stößt man auf über achtzig Komposita mit Selbst (Selbstverfallenheit, Selbstverlust, Selbstgewinn usw.), was für die vornehmlich „anthropologische“ Interpretation bezeichnend ist. Daß es Shakespeare um den Menschen an sich ging, nicht um Typen oder Charaktere, ist die Wahrheit, an die hier erinnert wird. Und zum andern tritt seine Kunst, wenn auch nicht unterschieden genug, wieder in ein autonomes Licht. Historisch faßt Lüthi die Dramatik Shakespeares als eine Kunst des „Übergangs“ von der Renaissance zum Barock auf. Um diesen Übergang noch enger zu begreifen, führt er den Begriff des „Manierismus“ ins Feld. Eine solche Kategorie mag als Hilfskonstruktion gelten. Der tiefere Ansatz des Buches liegt anderswo: in unserer Zeit selbst, die nur mehr „ein Dasein von trüber Gestaltlosigkeit zu zeichnen“ vermag und in Shakespeare eine Welt entdeckt, die gefügt ist und im Zerbrechern sich neu gebiert. Shakespeare setzt Grenzsituationen, wie der heutige Mensch sie erfährt; der „Gram“ seiner Gestalten entspricht dem modernen „ennui“. Dergleichen Parallelen werden aufgezeigt und das in der Überzeugung, daß sich in der Be-

gegnung mit Shakespeare unsere eigene Welt formt.

Hier mag eine gewisse Grenze des Buches liegen. Das Parallele oder Gemeinsame gründet letztlich nicht in den verwandten, historischen Epochen, vielmehr im Mensch an sich, und wo er „archetypisch“, wie bei Shakespeare, auf die Bühne tritt und das Drama seines Daseins ausspielt, sind wir jenseits der historischen Bedingungen angesprochen.

Herbert Meier

Max Picard

Bruno E. Werner, der in der DR (Juni 1958, S. 542/543) Max Picard zum siebzigsten Geburtstag seine Grüße entboten hat, erinnerte daran, wie ihm persönlich und wohl vielen von uns die Begegnung mit dem Buch „Das Menschengesicht“ (1929) zu einem so nachhaltigen Erlebnis wurde, daß wir hinfort alles, was dieser außerordentliche Geist an den Tag gab, mit größter Aufmerksamkeit und Hingabe lasen. Wie stark und wie weit reichend die Wirkung Picards ist, erfahren wir alle in den letzten dreißig Jahren. Nun aber zeigt uns ein Buch, das der Verlag Eugen Rentsch in Zürich zum 70. Geburtstag veröffentlicht hat, wie viele Menschen, denen wir selbst wieder außerordentliche geistige Leistungen verdanken, von Picard berührt wurden. Dieses Festbuch („Max Picard zum siebzigsten Geburtstag“, 204 S.) führt uns zu einem Menschenkreis von seltenem geistigem Rang. Wenn hier Männer der verschiedensten geistigen Haltung dem Dichter und Deuter Picard ihre Huldigung darbringen, so bedeutet das für uns, die wir nun als Leser ihrer Arbeiten daran teilhaben dürfen, ein geistiges Erlebnis besonderer Art. Wir fühlen uns einem Menschenkreis eingeschlossen, der von der Strahlkraft, wie sie von Picards Werk ausgeht, angerührt und durchdrungen wurde und nun dafür dankbares Zeugnis ablegt. Widmungen, Deutungen und Begegnungen sind es, die in dem Buche aneinander gereiht sind. Von der Vielzahl der Mitarbeiter aus dem In- und Ausland seien nur die wichtigsten Namen genannt: Eduard Spranger, Reinhold Schneider, Rudolf Kassner, Erich Przywara, Wilhelm Hausenstein, Gabriel Marcel, Fritz Dehn, Paul Schütz, J. J. Anstett, Benno Reifenberg, Alessandro Pellegrini und andere. Picard selbst kommt mit Briefen an einen Freund, die Gedanken über Leben und Tod in er-

schütternder, aber auch tröstlicher Weise umkreisen, zu Wort. Eine Bibliographie der Werke und der Übersetzungen zeigt, wie stark Picards Werk in die Weite gewirkt hat. Die Gestalt Picards tritt aus allen diesen Beiträgen in ihrer Einzigartigkeit klar und eindeutig hervor, sie ist schwer vergleichbar, aber uns eben darum teuer und unersetzlich.

Max Picard hat uns überdies zu seinem Geburtstag ein neues Werk geschenkt, das höchste Beachtung verdient: „Die Atomisierung der Person“ (Furche Verlag Hamburg, 42 S.). Das kleine Buch stellt im Grunde nichts anderes dar als eine Diagnose der geistigen und seelischen Situation des Menschen unserer Zeit, seiner Stellung und vor allem seiner Bedrohung in der technischen Welt. Wenn uns hier Sätze begegnen wie diese: „Der atomisierte Mensch hat keine Zeit, weil er keine Liebe hat... Liebe und Zeit gehören zusammen“, so wissen wir, von welchem Punkte aus Picard an die Deutung unserer Situation herangeht. Wie er aber nie Diagnosen stellt, sondern immer auch auf die Möglichkeiten der Heilung hindeutet, so auch in diesem Falle. Die kleine Schrift endet damit, daß Picard die Menschen daran erinnert, daß es nur vom Einzelnen her eine Rettung und Heilung unserer Gesamtsituation geben kann: „Es ist wie am Anfang der Welt, wo auch nur der Einzelne und das Einzelne galt, und wo jedes Einzelne das Einzige war. Und wie am Anfang der Welt kann aus dem Einzelnen, dem Teilchen, wieder das Ganze werden.“ Von all den vielen Schriften, die in den letzten Jahren zur Deutung unserer Situation erschienen sind, scheint mir diese eine der wesenhaftesten, weil sie wirklich mit aller Eindringlichkeit und einem Wissen um das, was der Mensch sein kann und sein muß, zum Wesen unseres Schicksals vorstößt. Würde Picards Stimme gehört, müßte sich in unserer Situation vieles ändern.

Otto Heuschele

Kunst-Geschwätz

„Das Abenteuer der abstrakten Kunst“. Der Titel ist gut. Man kann Michel Ragon gratulieren zu diesem Titel. Aber vielleicht ist das Motto noch besser: „Kunstkritik ist ebenso stumpfsinnig wie Esperanto“ (Blaise Cendrars, ein Freund von Léger.) Das Motto steht am Anfang des Buches. Wie sehr es wahr ist, merkt man erst, wenn man das Buch gelesen hat.

Ein glänzendes Buch übrigens, vor allem, wenn man es in die Sonne hält und das Cellophan des Einbandes zur Geltung kommt. Sein „Glanz aus Innen“ ist noch glänzender. Aber seine „Armut“ ist nicht die des Stundenbuchs von R. M. Rilke.

Hier ist sogar Reichtum. Sechshundert Namen zählt das Register am Schluß. Sechshundert Maler, Bildhauer und Schriftsteller werden auf 150 Seiten Text ins Licht oder in den Schatten gerückt, gegeneinander ausgespielt, mit Jahreszahlen gemischt, mit Anekdoten, mit Zitaten von Malern über sich selbst, über andere, von Kritikern über Maler, von Malern über Kritiker, von Ragon über Ragon, von Ragon über Maler, über Kritiker.

Über 25 von ihnen schreibt Ragon mehr, am meisten über Atlan, Hartung, Poliakoff, Schneider und Soulaiges, weil er sie „am besten kennt.“ Irgendwo nennt Ragon die abstrakte Kunst autobiographisch. Aber er untersucht keines der Bilder, von denen er spricht, auf autobiographischen Gehalt. Und seine biographischen Andeutungen bewegen sich auf dieser Ebene: „Ich mag Lapoujade sehr gern. Abgesehen von seiner Malerei ist nicht uninteressant, daß er mit 14 Jahren die Schule verließ und 7 Jahre lang Metzgergeselle war. Durch die Philosophie wurde er zum Katholizismus bekehrt.“ Nirgends stellt Ragon sich die Frage, ob es ein Kunstwerk gibt, an dem die Biographie des Künstlers keinen Anteil hat.

Und dann die Flut der Zitate. Etwa dieses: „Negerkunst ist einfallsreicher als die Kunst der Griechen“ (Maillol). Welche Griechen sind gemeint, welche Neger? „Einfall“ als Generalnennen für eine Kunst, die aus der Tradition ihre Kraft zieht, ihren religiösen Wert. Und die Flut der Vereinfachungen. Etwa diese: daß die moderne Bildhauerei „erotisch beeinflusst“ sei. Kennt Ragon Kunst, die ohne Eros ist? Irgendwas, das ohne Eros ist? Aber für ihn gibt es griechische Vasenbilder, die „obszön“ sind. No comment.

Man kann über Kunst schreiben, sie interpretieren. Um hinzuführen zu ihr. Den Weg zu ihr muß jeder selber gehen, weil es der Weg der Hingabe ist, der zu ihr führt.

Aussprüche von Malern helfen da nicht weit. Sie lassen bestenfalls vermuten, daß diese redenden Maler ihres Metiers

nicht recht sicher sind. Wen wundert das, wo sich jedes Kind unsicher fühlt? Man kann von der Eingeborenen-Kunst sprechen. Die heutigen Maler haben Anleihen bei ihr gemacht, weil sie nicht begriffen, daß sie Bilder-Chiffren vor sich hatten und nicht Protest-Zeichen gegen Natural-, Klassiz- und andere Ismen.

Man kann von Epigonen sprechen, aber nicht als quantités négligeables, sondern als Menschen und soziologische Phänomene. Sie geistreich abtun, ist schäbig. Man muß sie zu verstehen suchen. Dazu muß man lieben können, gütig sein. Ragon kann das nicht. Er ist lieblos. Das ist kein Laster, sondern eine ansteckende Krankheit, die jeden von uns dann und wann infiziert. Aber man fragt sich, warum ein solches Buch gleich zwei Verleger findet: den Herrn Laffont in Paris und den Herrn Luchterhand in Berlin. Vielleicht ist Lieblosigkeit ein gutes Geschäft. Man liest ja Bücher dann am liebsten, wenn man sich in ihnen wiederfindet.

Peter Pesel

Ruf aus Kanada

Ohne viel Aufhebens hat der Kurt Desch-Verlag einen schön aufgemachten Gedichtband von *Walter Bauer* vorgelegt, der den leicht irreführenden Titel „*Nachwachen des Tellerwäschers*“ führt. (100 S. DM 9,80). In breiteren Kreisen wurde Walter Bauer zuletzt 1956 durch die Verleihung des Internationalen Albert-Schweitzer-Buchpreises des Kinderverlags in München für seine Nansen-Biographie „Die langen Reisen“ bekannt. Natürlich waren einige seiner Romane wie „Das Herz der Erde“ oder manche seiner vielen Erzählungen und Biographien, insbesondere über Caspar David Friedrich, den jungen Heine und Michelangelo nicht vergessen. Fachkreise schätzten ihn nach wie vor, auch nachdem er 1952 nach Kanada ausgewandert war. Aber auf die Frage, warum er über das große Wasser in einen ihm fremden Sprachraum ging, erhielten sie bisher keine Antwort. Fünf Jahre mußten sie warten, denn jetzt gab Walter Bauer mit seinem jüngsten Gedichtband, vielleicht ungewollt, die Antwort mit einer Präzision, die für den Sehenden und Fühlenden nichts mehr offen läßt. Er fühlte sich mit zu viel Erinnerung an zu viel Tod beladen, und vergiftet von Schuld, wie er nun bekennt. „Ein jagend Gejagter seit langem“ zog aus, um Ruhe zu finden — und fand sich

selbst. Natürlich brachte er die ganze Bildungsfracht und den Humanismus Europas, oder sollen wir besser sagen Deutschlands, mit auf den neuen Kontinent und es ist kein Wunder, daß er sich dort am Dollar wund rieb. Wie alle, die hinübergingen, arbeitete er zunächst als Packer, Arbeiter, Tellerwäscher, um festzustellen, daß die Würde in ihm selbst lag und er in dieser Hinsicht unverletzbar ist. Die Relativierung des Zeitbegriffs gebot ihm die unendliche Weite des kanadischen Raums, und das „Schweigen“ wurde ihm zu dem großen Erlebnis, ja mehr noch zum einzigen Symbol, das in die Zukunft weist. Wer dächte hier nicht an Angelus Silesius „... setzt doch auch die ganze Zeit keinen Punkt der Ewigkeit“ oder an Paul Valéry's Vers „... silence, silence, chaque atome de silence, c'est une chance pour une fruit mûre.“ Aber das große Schweigen in der kanadischen Natur ist für Walter Bauer kein intellektueller Vorgang wie bei Valéry und auch noch kein metaphysischer wie bei Silesius, sondern ganz einfach ein Naturereignis, fast möchte man sagen, daß es ihm der große Trost für die Unzulänglichkeiten der Neuen Welt geworden ist. Denn die „Nachwachen des Tellerwäschers“ sind, so weit wir sehen, die erste liebend-kritische Durchleuchtung der kanadischen Erde und der auf ihr lebenden Menschen durch ein poetisches Herz. Poeten haben aber immer das Werden und die Dinge besser gesehen als alle Politiker oder Journalisten — eine Tatsache, die sich noch nicht herumgesprochen hat. So würde Walter Bauer auch nicht auf die Idee kommen, von einem kanadischen „Volk“ zu sprechen, weil es das noch nicht gibt, was nicht ausschließt, daß es in tausend oder mehr Jahren dazu kommen könnte, denn was sind auf einem Kontinent, der nicht über jahrhundertealte Schlösser und Kirchen, dafür aber über jahrtausendealte Wälder, Berge und Felsen verfügt, schon tausend Jahre? Weder die Weisheit Platons noch Aristoteles' noch Virgils formten diese Erde, sondern das tief gedutete Schweigen. Die Menschen aber, die dieses Schweigen brachen und kein Organ besitzen, es zu spüren noch zu deuten, sind dem Materialismus sowie dem Konformismus anheimgefallen und streben, was in Bauers Gedichten deutlich zum Ausdruck kommt, nach der Perfektion der Oberflächlichkeit. Das ist im Augenblick so — aber was bedeutet

schon der Augenblick? „Das Wasser des Exils, das ich mit Heimweh mische“ wird gepriesen, und bei dem Wort „Vaterland“ wurde dem Dichter die Hand „in Liebe, Kummer und Scham“ schwer. Warum verließ er Europa? In Kanada „härtete ich mein Nein, hier glühte ich mein Ja“.

Man darf den Eindruck haben, daß Walter Bauer sich in diesem Gedichtband selbst übertroffen hat. Die Kohlenkastenromantik, die bei dem 1904 in Merseburg an der Saale geborenen Sohn eines Arbeiters oft spürbar war, ist überwunden. Er hat seine Sentenzen zur Allgemeingültigkeit erhoben, man möchte sagen im Sinne eines Bert Brechts, wobei natürlich solche Vergleiche immer hinken. Hier liegt ein echter Bauer vor, ein Ruf aus Kanada und ein Anruf für uns alle. Die Frage bleibt: wird er gehört? Zu spät ist es nie. Man sollte sogar unserer Jugend Walter Bauer als Beispiel vorsezen und ihr zeigen, wie schwer er sich die Aufgabe, zu sich selbst zu finden, gemacht hat. Er fristet materiell in Kanada ein mehr als bescheidenes Dasein, nach außen hin als Lektor für deutsche Sprache an der Universität Toronto. Für ihn ist es eine Zeit der Bewährung und Läuterung, und gerade drüben lebt er für „das Vaterland der deutschen Sprache“, dem jeder nationale Begriff ein Horror ist.

b. e. h.

Welt der Kinder

Wie es auch dazu kam, daß unser Jahrhundert die durch Freud begründete Möglichkeit der Seelendeutung aus der Perspektive der Libido sich zu eigen machte, so ist anzumerken, daß innerhalb der Komplexwelt, die offenbar wurde, der Sexus wohl Brennpunkt, zuletzt jedoch Katalysator war. Sechs Bücher liegen uns vor, vier davon von jungen Autorinnen, die ihre Backfischerlebnisse offenbaren; es fällt ihnen nicht sonderlich schwer. Verbeugungen vor den Vätern, die Mütter werden durchweg schlechter bedacht — die Sicht der Töchter wohlgemerkt —; zuletzt erscheinen die jungen Damen in diesen Romanen als komplizierte Wesen. Dieses Schema durchbricht eine junge Amerikanerin, Maude Hutchins, der es gelingt, das Bild vom Erwachen bis zur Reife des jungen Menschen komplexer zu geben: in Konfrontation, hier Weib, dort Mann. Zur stärksten Aussage kommt dagegen der

dreißigjährige *Kurtmartin Magiera* in der klaren Konzeption seines ersten Romans: „*Ich heiße nicht Robertino*“ (Frankfurt 1957, Josef Knecht. 282 S. DM 10,80). Er skizziert eine Jugend, die von heute auf morgen scheinbar erwachsen wurde, die Funktionen ausfüllt, die sie nie bewältigen kann. Auch die vierzehnjährige Arbeiterin am Fließband ist ein Kind. Sie wird versuchen, sich den Erwachsenen anzupassen, die weitgehend materialistisch sind. Die gestörte Pubertät also. Das Leben Robertinos — dessen Mutter scheitert, der aus diesem Zuhause wegläuft, aufgegriffen wird, in ein Waisenhaus kommt, erneut flieht — ein Schicksal, das die Skepsis einer ganzen Jugend erklärt. Robertino ist aus seiner Perspektive heraus gezwungen, der Welt der Erwachsenen zu mißtrauen: ihrer Sicherheit, ihren Gesetzen. Seine frühen Erlebnisse haben ihn zu einem Einzelgänger gemacht. „Ihr Erwachsenen seid alle gleich — ihr in euren festen Häusern. Laßt mich allein, bitte.“ Oder: „Sie schämen sich alle. Sie schämen sich der menschlichsten Regungen, die Leute. Und so fängt es an.“ Das ist ein merkwürdiges Gespräch zwischen einem Jungen, der eben aus einem Waisenhaus ausgerissen ist, und einem alten Mann. Robertino — der sich der Résistance anschließt, der tötet —, bleibt trotz allem Kind. Die Erwachsenen stehen diesem Kind hilflos gegenüber. Das war im Waisenhaus so — brodelnde Pubertät: Jungen und Mädchen — und es bleibt so. Robertino sucht seinen Weg, zwischen den Vereinigten Staaten und Europa hinundher irrend, er sucht seine Gespielin aus dem Waisenhaus. Als sie ihm später folgt, das Kloster verläßt, in das sie eintrat, fällt Robertino in Korea. Dieses Buch überzeugt durch seinen prägnanten Vorwurf, seine realistische Sprache und seine Psychologie. Es war Robert Neumann, „Kinder von Wien“, der nach dem Krieg erstmals dieses Problem aufgriff: Jugend in der Maschinerie des Krieges. Magiera profitiert davon, daß er Abstand zu den Ereignissen gewann; ob er die Hürde seiner Generation — das Kriegserlebnis — überspringt, bleibt abzuwarten. Wenn er jedoch seinen konfessionellen Hintergrund so aufbaut, daß die Konstruktion nicht mehr allzu offensichtlich ist, wird er sich freischreiben können: wir sind auf sein zweites Buch gespannt. Bemerkenswert, daß von Horst Lange zu Lipinsky-Got-

tersdorf, auch Magiera ist in Liegnitz geboren, Schlesien diese Erzähler hervorbringt, deren Prosa durch eine einfache und klare Diktion akzentuiert ist.

Dagegen erprobt sich *Maude Hutchins*: „*Kabbala der Liebe*“ (Wiesbaden 1958, Limes. 212 S. DM 13,50), eine junge amerikanische Autorin, an einem forcierten intellektuellen Stil. Sie hat viel gelesen, Augustinus, Dante, Rabelais, Novalis, Joyce und viele andere. Sie psychoanalysiert, eine gelehrige Schülerin Freuds. Sie kennt die Männer, sie kennt sie genau, sie ist großzügig — sie kennt das Weib: sie ist gerecht. Ein überaus erotisches Buch, die Autorin liebt die Liebe. Aber sie vergißt oftmals das Erzählen. Doch dann gibt sie wieder Proben, daß sie es kann. Intellektualität — sie liebt z. B. Fremdworte und erklärt sie gern, das tun manche Laien-Philosophen auch —, muß nicht immer dem Erzähltalent im Wege stehen. Ihre „*Kabbala*“ ist vorerst ein sehr eigenwilliger Erstling, der Begabung und Intensität verrät. Maude Hutchins gibt ein genaues Spiegelbild der Zeit. Eine moderne Autorin — sie schreibt *ihren* Stil, einen persönlichen Stil, einen frappierenden Stil. Maude Hutchins zeigt klare Fronten zwischen Mann und Weib auf. Bei ihr begegnen sich zwei Menschen, deren Pubertät sie aufschlüsselt, um das Gewordene herauszuarbeiten. Bei ihrer Landsmännin *Nancy Hallinan*: „*Kleine Lampe im großen Wind*“ (Frankfurt 1958, S. Fischer, Übersetzung von Jeannie Ebner. 470 S. DM 19,80) dagegen finden wir alle Schwächen des Anfängers: zuerst das Milieu — hier Künstler, dort bürgerliche Familie. Ihre Prosa ist nicht durchgearbeitet, zu weitschweifig, manches auf diesen fast fünfhundert Seiten glaubt man, so, wie es gezeigt ist, nicht. Beispielsweise überzeugt uns nicht wie Cissie, ihrem *Roman-Mädchen*, ein Krug aus der Hand rutscht. Auch für Cissie ist der *Mann* Mittelpunkt: der Onkel Fatuncle, ein Maler. Verwicklungen: Fatuncle will sie malen, Akt?, da wird drumherum geredet, zuerst bevorzugt er jedoch ihre Schwester — unser Mädchen ist eifersüchtig. Jedoch zwischen der Familie, dem malenden Onkel, dem Mädchen — den Randfiguren: die reichen Nobles, die alte Dame, der degenerierte Sohn, die Dienerin — zeichnen sich Probleme auf. Doch vieles — beispielsweise, daß man mit Geld alles erreicht —, ist banal. Ein Ereignisroman — die Puber-

tät ist fürwahr Ereignis —, es ist möglich, daß er einmal verfilmt wird.

Verfilmt wurde das Buch der jungen argentinischen Autorin *Beatriz Guido*: „*Das Haus mit dem Engel*“ (München 1958, Piper. 199 S. DM 10,80). Die Fabel mag den Film gelockt haben: die jungen Mädchen, die gegen den Zopf ihrer Familie rebellieren, der liebenswerte Papa, eine fromme Mama, vielerlei Anspielungen, belauschte Eheauseinandersetzungen, der heißblütige junge Politiker, der sich für die Ehre seiner Partei duelliert, dazwischen soziale Spannungen — und wieder Anspielungen. Das Mädchen wird durch diesen jungen Politiker erregt. Die Nacht vor dem Duell verbringt er, Pablo Aquirre, im Hause ihres Vaters, seines Parteifreundes. Das kleine Mädchen, im Nachthemd, schleicht heimlich in sein Zimmer: „Ich verkürzte ihm so die Zeit, die ihm bis zu seinem Tode blieb.“ Und dann: „Wir hätten in jener Nacht sterben sollen . . .“ Wie gut, daß sie nicht gestorben sind. Manchmal wird es nett erzählt, und manchmal denken die Kinder so — als wenn sie keine Kinder wären. Anspruchsvoller ist *Eva Schorlings* Roman: „*Amore splendido*“ (München 1958, Piper. 226 S. DM 12,80). Der Backfisch ist Frau geworden. Er ist Italiener. Die junge Frau wird dann ärgerlich, verläßt ihn und fährt zurück nach Deutschland — mitten im Winter. In Bayern kommen ihr Erinnerungen: damals, als ich noch ein Mädchen war, ja damals. Eva Schorling erzählt, beobachtet, zeichnet Figuren, die sie bis zur überzeugenden Aussage treibt. Die Handlung ihres Buches ist zuletzt, bei allen Einwänden, glaubhaft. Genauigkeit jedoch muß sie noch lernen, nur ein Beispiel: „Ich schrieb, blätterte im Wörterbuch und starrte zischend durch den halben Mond an, der in der Fensterscheibe stand.“ Der arme Mond, wie hat er das nur gemacht? Beenden wir diesen Reigen — nicht von Schnitzler — mit Esprit und Poesie, mit *Jean Giraudoux*’ Roman: „*Suzanne und der Pazifik*“ (Berlin 1958, Propyläen. 267 S. DM 14,50). Giraudoux liebt die jungen Mädchen, ihre Anmut, ihren Stolz. Suzannes achtzehnjähriges Glück, ihre Erwählung, denn Glück ist Gnade, ist eine Insel, ihre Insel im Pazifik. Sie hat ein Preisausschreiben gewonnen: eine Reise, doch strandet das Schiff. Oh, das ist eine Insel, die jetzt ihr gehört. Sie wird sie nicht entweihen, sie nicht beherrschen, wie Robinson, betriebsam, vernunftbe-

stimmt, ganz Mann, sein Eiland eroberte, für sie ist diese Insel ihr Paradies. Doch der „Abfall Europas“ erreicht selbst das Paradies. Suzanne kann der Realität nicht entfliehen, Europa, dem Krieg, der inzwischen dort wieder einmal ausgebrochen ist, und, da gibt es noch etwas anderes . . . Die Leichen englischer und deutscher Seeleute werden angetrieben, der erste „Franzose“, den sie bewußt sieht ist tot. Sie wird später nach Europa zurückkehren — das alles löst sich unter Giraudoux' Feder so meisterlich auf — und einen Franzosen sehen, „der den Kußbaum überflüssig macht.“ Pubertät, doch selbstironisch pointiert, gestreift nur. Vielerlei literarische und politische Boshaftigkeiten sind eingestreut, welche Ironie in Bezug auf die algerische, tunesische Misere damals schon, das Buch wurde 1921 geschrieben . . . Ein liebenswertes, ein geistvolles, ein französisches Buch. O. F. Best hat es uns trefflich ins Deutsche übersetzt und mit einem instruktiven Nachwort dargebracht . . .

Horst Bingel

Roman einer Jugend

Viertes Kriegsjahr: Hans Treptow ist Fähnleinführer, begeistert und glücklich; er darf bei der Vereidigung des neuen Jahrganges den Eid versprechen. Es gibt Fliegeralarm, gibt Tote; das war eure Feuertaufe, hat der Gauleiter gesagt, unsere Feuertaufe, denkt Treptow nicht ohne Stolz. Ich muß ihn anzeigen, denkt er, als ihm einer seiner Lehrer politisch verdächtig scheint; der Führer wird wissen warum, denkt er, als ein Mann, den er gut kennt, von der Gestapo abgeholt wird; und beim Anblick eines Ritterkreuzes ist sein einziger Gedanke, der Krieg möge nicht gewonnen werden, bevor er solch ein Kreuz trägt. Er kommt zur Heimatflak, endlich; es gibt viele Fliegerangriffe, viele Tote, jetzt darf er „die Schweine, die auf Frauen und Kinder schießen“, ins Fadenkreuz nehmen, darf er selber schießen, für den Führer, für Deutschland, für das Reich kämpfen. Danach geht es zum Arbeitsdienst, einer ziemlich lächerlichen Angelegenheit, und bis auf die keineswegs schamhaft zärtlichen Stunden im benachbarten Maidenlager langweilig obendrein. Das einzige Ereignis ist das Attentat vom 20. Juli; unmöglich, denkt Treptow, Offiziere? Schurken sind das gewesen. Er hat auf die Fahne des Führers geschworen, bei der Hitlerjugend, bei der Flak, beim Arbeitsdienst. Er schwört zum vierten

Mal, bei der Kriegsmarine; er kann nicht anders, er muß an den Sieg glauben. Das Schiff läuft aus, Richtung Ost, Bevölkerung und abgesprengte Infanterieeinheiten abholen. Einheiten? Die Decks sind voller Flüchtlinge und Soldaten, die kein Blatt vor den Mund nehmen; Treptow denkt an die neue Waffe, er hat geschworen, verzweifelt versucht er noch immer, an den Sieg, an das Reich, an den Führer zu glauben, während er schon die Wahrheit erkennt, nicht nur die Niederlage, sondern den ganzen verbrecherischen Wahnsinn, an den zu glauben man ihn erzogen hat.

Dieses Leben, das *Klaus Stephan* in seinem Roman „*So wahr mit Gott helfe*“ (München 1958, Verlag Kurt Desch. 454 S. DM 12,80) darstellt, ist das Leben von Tausenden gewesen. Man mag den passiven und aktiven Widerstand der Kriegsjugend, wie ihn Arno Klönne in dem unlängst erschienenen Buch „*Gegen den Strom*“ beschrieben hat, höher werten, die größere Tragödie haben die gläubig Enttäuschten erlebt. Man ärgert sich noch heute über ihre Verblendung, ihre Verbohrtheit; aber man kann auch nicht umhin, von ihrer Desillusionierung erschüttert zu sein. Ihre Generation, die mit Recht die skeptische, die nüchterne genannt wird, muß wohl, das zeigt Stephens Roman wieder deutlich, vor allem die mißbrauchte genannt werden, und schon dieser Mißbrauch der Jugend allein würde genügen, die Hitler-Ära zu richten.

Hildegard Abemm

Nachruf auf „Tauwetter“

Ausgerechnet *Ilja Ehrenburg*, der prominenteste und wohl skrupelloseste Opportunist unter den sowjetischen Schriftstellern, hat eine Periode politischer Hoffnung getauft: Tauwetter. Manche seiner Kommentatoren übersahen vor Eifer oder Freude am Effekt die Vorsicht, die der Virtuose des Überlebens hat walten lassen, als er die preisgekrönte Nase in den trügerischen Ostwind steckte. Die maßlose Empfindlichkeit, mit der die Parteipresse auf Ehrenburgs Roman „*Tauwetter*“ reagierte, ist wenig stichhaltig. Wenn man heute Wera Rathfelders Übersetzung liest, die 1957 in Ostberlin (Verlag Kultur und Fortschritt. 327 S. DM 7,20) erschien, nachdem neuer Frost die Blüenträume zerstört hat, dann wundert man sich über die ganze Aufregung. Denn Ehrenburg deutet den Schritt vom Wege nur an. Er kokettiert

mit der freien Meinungsäußerung, so wie er einst mit der „Gleichschaltung“ kokettiert hat. Eine gewisse Zweideutigkeit gesteht man ihm ohne Zweifel zu, denn ein völlig entmündigter Ehrenburg hätte keinen Propaganda-Wert mehr.

Eine Lehrerin läuft ihrem Mann weg und liiert sich mit einem Ingenieur, ein anderer Ingenieur wirbt um die Tochter eines Lehrers, ein Chefkonstrukteur verbindet sich mit einer Ärztin, ein schlechter Maler verleumdet einen guten... das könnten Ingredienzien eines „bürgerlichen“ Romans sein, und der könnte sogar gut sein. Aber Ehrenburg schildert klischeehaft. Der Ort der Handlung bleibt neutral, die Landschaft ist undefinierbar. Er wollte allgemeingültig und einfach sein und wurde schematisch und simpel. Platte Schilderung, seichte Empfindungen: man fühlt sich „froh und leicht“, errötet „bis an die Ohren“, ist „sehr jung und sehr verlegen“, Augen werden „vor Freude dunkel“. Das Leben ist zwar „ach, wie schwer“, denn es gibt „ernste Probleme“, aber man hat sein „Stübchen“ und „gute“ oder auch „feurige“ Herzen, die „erobert“ werden und die man „nicht in Fesseln legen“ soll — alles wie einst im Mai. „Neuererum“ gibt es nur in Politik und Produktion: Karrierist, innerparteiliche Demokratie, Fleischkombinat, menschliches Halbfabrikat.

Es gibt „Abweichungen“: ein Rehabilitierter taucht nach siebzehn Jahren Sibirien auf, die Moskauer Behörden wollen nur angenehme Neuigkeiten hören, „schmiert man ihnen Senf statt Honig ins Maul, so werden sie böse“. Ein Maler sagt: „Ideen werden nicht bezahlt, mit Ideen kann man sich das Genick brechen“, ein Erfinder wird verleumdet, es herrscht Wohnungsnot, die Leute schimpfen.

Aber die Linientreue siegt glorreich. Der Rehabilitierte hatte eine ganz schöne, Zeit im Exil und beteiligt sich nun „mit frischen Augen“ am Aufbau, der Kritiker an den Moskauer Behörden entpuppt sich als übler Bürokrat, der ketzerische Maler ist ein Schratlan und übt freiwillige Selbstkritik, der Erfinder wird von der Partei rehabilitiert, und es wird überhaupt alles besser. Die Revolutionstage erscheinen als „gute alte Zeit“, die klassische Malerei wird gepriesen, aus dem Westen kommt eine überkandidelte Künstlerin zu Besuch... das Schema F ist also gewissenhaft ausgemalt.

Manchmal, vor allem wenn über Kunst debattiert wird, klingt Ironie durch. („Liebe muß wie Zement sein, das sagen alle.“) Da deutet sich an, daß Ehrenburg auch anders kann. Wenn es verlangt wird.

Hans Daiber

Prinzipien politischer Ordnung

Die Lehre von der rechten, der gerechten Ordnung des Staates — der gymnasial gebildete Staatsbürger erinnert sich, daß sie, verbunden mit Ontologie und Metaphysik, das vornehmste Anliegen der klassischen Philosophie von Platon und Aristoteles bis zu Hegel gewesen ist. Sucht aber eben dieser Staatsbürger in der zeitgenössischen Philosophie nach einem ähnlichen, diese Tradition fortsetzenden Mühen um die Leitideen „des Politischen“, so mag er bald resignieren. Abgesehen vom Thema — es erscheint bereits fraglich, ob die Sprache z. B. Heideggers oder gar das Dickicht logistischer Formeln bei Carnap mehr als einem sehr esoterischen Kreise wirklich verständlich werden (von Modeströmungen unter den Intellektuellen einmal abgesehen). — Umso tröstlicher ist es, ein Buch in die Hand zu bekommen, dessen reine, einfache und durchsichtige Sprache der straffen Klugheit, der schlichten menschlichen und geistigen Richtigkeit seines Inhaltes entspricht und für diesen Inhalt auf die schönste Weise wirbt — einen Inhalt, der im Zeitalter des scheinbaren Verlustes der Normen einer natürlichen Rechts- und Machtordnung uns alle angeht.

Der Züricher Philosoph Hans Barth, dem wir bereits das klärende Werk über „Wahrheit und Ideologie“ (1945) verdanken, hat jüngst Aufsätze und Vorträge gesammelt vorgelegt, die alle dem Problem der politischen Ordnung gewidmet sind („Die Idee der Ordnung. Beiträge zu einer politischen Philosophie“. Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1958, E. Rentsch-Verlag. 254 S. DM 16,80). Der letzte dieser Vorträge über „Das geschichtliche und das natürliche Recht und die Idee der Ordnung als Problem der politischen Philosophie“ mag ruhig zuerst gelesen werden; er wird — glauben wir — unwiderstehlich dazu zwingen, auch die spezielleren Abschnitte (über R. Burke oder F. de Lamennais, über A. Comte und J. de Maistre oder J. Bentham und P.-J. Proudhon) mit gebührender Gründlichkeit zu studieren.

Es geht in diesen Studien nämlich nicht um die Geschichte philosophischer Staatstheorien. Es geht vielmehr um die Erhellung der notwendigen Grundelemente einer jeden politischen Ordnung menschlicher Gemeinschaften, ja — angesichts der Tatsache, daß alle Menschen, also auch die Herrschaft Übenden, unvollkommen, irrtumsfähig, letzter Voraussicht ermangelnd sind — um die Frage „nach der Ordnung der Ordnungen“. — Konsens und Loyalität einer politisch zusammenlebenden Gruppe konstituieren in ihrer Einheit den „Grund“ des „corpus politicum“, das sich seine Ordnung kraft der „Sanktionen“ erhält, deren Skala von der schlichten Exekutiv-Macht bis hinauf zu Normen der Sitte und zuletzt des Gewissens reicht. Die Einheit des politischen Körpers — eines jeden, gleichgültig wie im einzelnen seine Verfaßtheit aussehen mag — gewinnt aber Gestalt erst und nur durch die „Institution der Instanz“, die notwendig nur als personale Spitze gedacht werden kann. Denn sie wirkt nicht nur als Repräsentanz (man denke etwa an das Symbolwort „die Krone“!) sondern auch als konkrete höchste Entscheidungsstelle, der die Aufgabe obliegt, die Ordnung des Staates nicht allein zu wahren, sondern geradezu zu „tun“: im Flammbogen zwischen Erinnerung (Vergangenheit, Tradition) und Erwartung (Zukunft, politischer Wille) den kaisros der Gegenwart durch freie Entscheidung wahrzunehmen und zu „erfüllen“. —

Die so entworfene Lehre von den Grundstrukturen einer jeden politischen Ordnung gewinnt ihr volles Relief in glänzenden Analysen der geschichtlich wirksam gewordenen Versuche, z. B. das Problem der Souveränität zu bestimmen (Hobbes), oder auch der Traditionslinien, die von Rousseau bzw. Fichte zum Totalitarismus und der „Führer-Tyrannis“ führen. — Wiederum ein Werk, das in seiner klugen und urbanen Redlichkeit glänzend geeignet wäre, z. B. Abiturienten die Grundfragen und Dimensionen einer auf Freiheit, Gewissen und Recht ruhenden Staatlichkeit zu erschließen. Wo ist nun die verantwortlich handelnde „Instanz“, die eine solche kostbare — und wie tröstliche! — Hilfe zur rechten Ordnung der Gedanken und Begriffe wahrnimmt, will sagen: dieses Buch den Lehrern der Gemeinschafts- und Staatsbürgerkunde als Rüstzeug in die Hand gibt? *Hellmut Kämpf*

Über die Ungarische Revolution 1956

Der amerikanische Journalist und Chefredakteur der internationalen Zeitschrift „Der Monat“, *Melvin J. Lasky*, hat in dem vorliegenden Weißbuch „*Die Ungarische Revolution*“ (Berlin 1958, Colloquium Verlag. 349 S. DM 24,80) den verdienstvollen Versuch unternommen, die ungarische Tragödie der Oktober- und Novembertage des Jahres 1956 aufgrund von Dokumenten, Radiomeldungen, Augenzeugenberichten und Pressestimmen aufzuzeigen. Neben westlichen Meinungen vermittelt Lasky sowjetische und kommunistische Ansichten. In dieser Konfrontation der gegenteiligen Argumente liegt die besondere Wirkung des unparteiischen Buches; es ist neben dem Bericht der UN-Sonderkommission das beste und wirkungsvollste Dokument über den ungarischen Aufstand, das bisher auf dem Büchermarkt erschienen ist. Ein Mosaik von Episoden aus allen Teilen Ungarns, die sich zu einem erschütternden Bild jener Tage zusammenfügen.

Wer denkt nicht an dieses blutige Massaker mit Grauen und Schrecken zurück? Ein Volk, das seine eigenen politischen Ideale suchte und gegen den Totalitarismus einer fremden Macht aufbegehrte, wurde von seinen „Freunden“ gewaltsam niedergeknüpelt. Die Halbheiten der Lügenpropaganda, ausgespien von dem Gorgonenhaupt der Staatsallmacht, und die Recherchen der rußlandhörigen Parteifunktionäre feierten neue Triumphe. Das Volk, das nur wenige Stunden den Anhauch der Freiheit verspürte, fiel in die Knechtschaft zurück. Der Westen mußte tatenlos zusehen, wie er schon drei Jahre zuvor am 17. Juni dazu verdammt war, das unterdrückte Volk der sowjetischen Besatzungszone allein handeln zu lassen. In diesem Zusammenhang muß das erregende Dokument von Lasky gesehen werden; es will an das Weltgewissen appellieren, nicht nachzulassen im Bemühen um eine Befreiung der unterjochten Völker auf friedlichem Wege. Karl Jaspers schreibt in der Einleitung des Weißbuches: „Daß diese ungeheure Untat nicht vergessen wird, daß vielmehr die Welt unablässig ruft und erwartet, daß die Folgen der Untat rückgängig gemacht werden, ist das einzige und mindeste, was die Welt tun kann. Ungarn soll dem ungarischen Volk zurückgegeben werden, damit es sich nach seinem eigenen Willen einrichte.“

Während diese Zeilen geschrieben werden, kommen laufend Nachrichten aus Ungarn, die von der Verfolgung der Führer des Freiheitskampfes berichten. Imre Nagy, Pál Maléter und weitere Persönlichkeiten, die den Aufstand unterstützten, sind inzwischen hingerichtet worden. Stalin ist tot, aber seine Praktiken und Methoden leben. In diesem Justizmord offenbart sich aber auch die Ohnmacht des sowjetisch gelenkten Kadar-Regimes, mit der revoltierenden Opposition fertigzuwerden. Offenbar will man ein Exempel statuieren, um das Volk zum Schweigen zu bringen und von weiteren Ausbruchversuchen abzuhalten. Der Ausspruch von Karl Marx: „Die Arbeiter sind zwar geschlagen worden, aber sie sind nicht besiegt. Besiegt sind ganz andere, das wird die Geschichte lehren“ wird sich eines Tages gegen seine schlechten Schüler, gegen die Chruschtschow, Kadar und Genossen, als Bumerang erweisen. Das Buch von Lasky ist gut dazu geeignet, die Richtung dieser Entwicklung mitzubestimmen.

Hugo Ernst Käufer

Die Kriegskunst des spanischen Generals

Das soeben erschienene Buch General Arandas über Kriegskunst („*El Arte Militar*“, Madrid, Editorial Pegaso. 389 S. DM 10,—) verdient aus dem Grunde besondere Beachtung, weil, wie aus der bezüglichen Meldung des amtlichen *Diario Oficial* hervorgeht, die Ausführungen des Generals über den Zukunftskrieg die Auffassung Francos wiedergeben dürften.

Aranda betont vor allem die zunehmend totalitären Formen der Kriegsführung und die Verschmelzung aller Grenzlinien zwischen Zivil und Militär. Einerseits erfordert die fortschreitende Zergliederung der einzelnen Waffengattungen vom Krieger stets mehr ziviles Wissen, und andererseits benötigt die Versorgung jedes einzelnen Frontsoldaten heute schon die Arbeit von mindestens zehn Leuten im Hinterland, wobei dieses Verhältnis stets noch wachsende Tendenz zeigt.

Der geistige Krieg gewinnt die Oberhand über den eigentlichen Zusammenstoß der Waffen. Die zeitgemäße Kriegsführung muß in, ihr in der Vergangenheit

ferngestandenen Wissenszweigen wie Politik, Soziologie, Staatswirtschaft, ebenfalls über gründliche Kenntnisse verfügen, wobei andererseits die Staatsmänner der Gegenwart genötigt sind, sich auch über die strategischen Möglichkeiten und Bedürfnisse ihres Landes klare Begriffe zu machen. Wie im klassischen Altertum sehen wir also, laut Aranda, die Gestalten des Staatsmannes und des Heereslenkers ineinander verfließen — wobei die Anspielung auf den „Caudillo“ Franco nicht zu verkennen ist!

Der Begriff des alles erfassenden Krieges umfaßt indessen nicht allein Technik und Staatswissenschaft. „Der Sieg eines zeitgemäßen Feldzuges“ schreibt Aranda, „ist eher durch eine bessere Propaganda, eine höher entwickelte Technik der Erzeugung und der Beförderung zu erreichen, als mittels günstiger Entscheidungen am Schlachtfeld. Die Vernichtung des Feindeslandes und dessen Wirtschaft, die ja schließlich und endlich der Sieger wieder aufbauen müssen, kann heutzutage kaum mehr als Kriegsziel betrachtet werden; auch ist es vor auszusehen, daß Atomangriffe im großen Stil, worin die Großmächte einander die Stange halten, im kommenden Kriege keine Verwendung finden werden. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, die im Feindeslande bestehende Gesellschaftsordnung zu untergraben und zu zerstören. Hieraus folgt, daß im kommenden Krieg dem Propagandisten eine mindestens so wichtige Rolle zufällt, als dem Soldaten selbst.“

Allerdings erfordert der immer mehr in den Vordergrund tretende soziale Kampf und das fortdauernde Pelotonfeuer der Propaganda in Verbindung mit der Vernichtungstechnik des neuzeitlichen Partisanenkrieges von der gesamten Bevölkerung außergewöhnliche Nervenkraft. Den Zukunftskrieg wird jene Partei gewinnen, die über bessere Nerven verfügt.

Der General schildert ferner die alle glaubhaften Maße übersteigende Vertheuerung des Kriegshandwerkes, was eine regelrechte, alles umfassende Kriegsführung bloß den reichsten Mächten ermöglicht, und auch denen nur auf kurze Dauer. In der Tat sind hierzu unter den Mächten bloß Rußland und die Vereinigten Staaten kräftig genug. Indessen zeichnen sich immer schärfer hervortretend die Umrisse zweier neuer Groß-

mächte ab: das vom militärischen Standpunkt nicht zu verachtende China und Indien, die mögliche Leitmacht der außerhalb der Gefolgschaft der beiden kriegsführenden Parteien stehenden asiatisch-afrikanischen Länder.

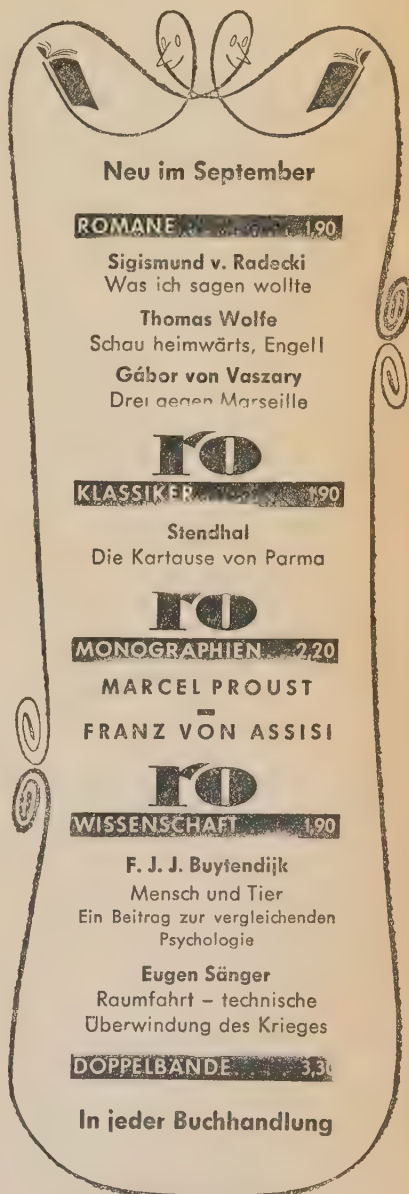
Von einer Koexistenz zwischen staatskapitalistischen und liberal-kapitalistischen Ländern meint der General, daß eine solche überhaupt nichts lösen könne, da die aggressive Spannkraft den Wesenskern des bolschewistischen Systems bildet, ohne den es nicht bestehen könne. Jene Staatsordnung, schreibt er, nährt sich als Parasit stets aus dem Bestand anderer Länder und würde sich zwischen seine eigenen Grenzen gezwängt selbst verzehren. Der beste Verbündete der Russen ist der allgemeine Russenschreck. Nur allzuleicht vergißt man, daß wenngleich der Kommunismus auf alle Länder ansteckend wirkt, er selbst gegen Ansteckung von außen her durchaus nicht immun ist. Sich ihm gegenüber abzuschließen sei die denkbar schlechteste Taktik: umgekehrt müssen wir seiner Propaganda die unsere entgegensetzen, um ihn mit seinen eigenen Waffen auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen — doch ist freilich die feste Überzeugung der Überlegenheit unserer eigenen Wahrheit die Vorbedingung hierzu. „Selbstsicherheit und Festhalten am gemeinsamen Grundprinzip“ lautet das Rezept, das den kommunistischen Virus vertilgt.

Das Gleichgewicht der Kernwaffen ist nach Meinung des Generals der einzige Umstand, der bisher den Ausbruch eines totalitären Weltkrieges verzögerte. Doch für gefährlicher als die Kernwaffen, die, wie er annimmt, im kommenden Krieg zu keinem großangelegten Gebrauch kommen dürften, hält der General den chemischen Krieg, der mit unvergleichlich kleineren Kosten nicht minder verheerende Folgen haben könne. In diesem Zusammenhang spricht er von der auch von Rußland gezeichneten Genfer Konvention von 1928 gegen jede Art von chemischen Krieg. Er erinnert uns indes, daß jene Vereinbarung den ratifizierenden Mächten allen nicht zeichnenden Ländern gegenüber freie Hand läßt, — und daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu den nicht-zeichnenden Mächten gehören . . .

Zu all den, in diesen halbamtlichen spanischen Ausführungen aufgeworfenen

Fragen ließe sich manches sagen und auch widersetzen, — doch will Schreiber dieser Zeilen sich bloß auf die kurze Zusammenfassung des Werkes beschränken.

C. Benedek



Neu im September

ROMANE 1,90

Sigismund v. Radecki
Was ich sagen wollte

Thomas Wolfe
Schau heimwärts, Engell

Gábor von Vaszary
Drei gegen Marseille

RO

KLASSIKER 1,90

Stendhal
Die Kartause von Parma

RO

MONOGRAPHIEN 2,20

MARCEL PROUST
FRANZ VON ASSISI

RO

WISSENSCHAFT 1,90

F. J. J. Buytendijk
Mensch und Tier
Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie

Eugen Sänger
Raumfahrt — technische Überwindung des Krieges

DOPPELBANDE 3,30

In jeder Buchhandlung

Hinweise

Popper, K. R.: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde — Erster Band — Der Zauber Platons (Bern 1957, A. Francke AG. 436 S. DM 15,40). Kant hat den Staat Platons einmal eine regulative Idee genannt, ein nie erreichbares Ziel, aber doch ein erstrebenswertes. Popper, der sich auf Kant beruft, sieht in Platons Staat nur den Zauber des Antiliberalen, wie er in Kant nur den Gipfel der Aufklärung, nicht die Basis des Idealismus sieht. Dennoch ist seine Kampfschrift gegen den Totalitarismus von hohem Reiz, ein denkwürdiger Aufruf zur Neubewertung angesichts der Bedrohung der offenen Gesellschaft von allen Seiten. Wir werden im Zusammenhang darauf eingehen.

Zeman, Z. A. B.: Germany and the Revolution in Russia 1915-1918 (London 1958, Oxford University Press. 157 S. sh. 25,—). Diese Dokumentargeschichte reicht von der deutschen Frühjahrsoffensive 1915 bis zum Juli 1918 und beruht auf den Akten des Auswärtigen Amtes. Sie zeigt, wie wenig die verantwortlichen Männer in Deutschland begriffen hatten, welche Gefahren ein revolutionäres Rußland für die Existenz des deutschen Reiches darstellen mußte. Außer Parvus war es vor allen Dingen Brockdorff-Rantzau, der die Rückführung Lenins nach Rußland befürwortet hat. — Die Einleitung des Herausgebers zeugt, wie die Auswahl der 136 Dokumente, von hoher wissenschaftlicher Qualifikation.

Morris, James: Wessen ist der Orient? (München 1958, Süddeutscher Verlag. 401 S. DM 18,—). Der Verfasser gehört zu jenen traditionell weltläufigen angelsächsischen Beobachtern der Weltpolitik, die ihren eigenen Standpunkt mit einem sicheren Blick für die Widersprüche sozialer und politischer Entwicklungen verbinden. Wir stehen nicht an, das vorliegende Buch für den besten Bericht über den Nahen Osten zu erklären, der im Augenblick greifbar ist. Er sollte in Deutschland weite Verbreitung finden, damit keine Illusionen über die Möglichkeiten dieses Gebietes entstehen.

Margolius, Hans: Aphorismen zur Ethik (Heidelberg 1957, Verlag Lambert Schneider. 104 S. DM 7,50). Zu diesen 190, häufig mit Zitaten namhafter Persönlichkeiten belegten Aphorismen vermißt man anfänglich eine Einführung. Man findet sie überraschend im dritten

Teil dieses in sechs Teile nach ethischen Disziplinen wie „Gaben des Guten“, „Wachstum der Liebe“, „Probleme des Glücks“ gegliederten Buches. Dieser dritte Teil ist eine treffliche Kennzeichnung der Aphoristik als „Bekenntnis persönlicher Erfahrung und philosophischer Besinnung zugleich“.

Seidel, Ina: Renée und Rainer, Erzählung (Stuttgart 1958, Deutsche Verlags-Anstalt. 141 S. DM 7,80). Im 8. bis 13. Tausend erschien diese 1924 entstandene Erzählung, deren Handlung aus den zwanziger Jahren das zeitlose Problem der im Menschen angelegten Möglichkeiten aufgreift. Diese Neuauflage ist als „Präludium“ für einen Roman gedacht, an dem Ina Seidel zur Zeit arbeitet, und der eine Fortführung der Gestalten dieser Erzählung und ihrer Ideen bringen wird.

Preuss, H. W.: Ich sah, daß es ein Mensch war, Roman (Gießen und Basel 1958, Brunnen Verlag G. m. b. H. 234 S. DM 8,80). Das Schicksal von zwei Familien ist eingefangen in einer Zeit, die mit der Kristallnacht der braunen Meute beginnt und mit dem Einmarsch der Amerikaner endet. Spannung liegt in dem Ganzen, viel Reminiszenz an gespenstische Zeiten und an einige wenige, gut gebliebene Menschen, deren Haltung Bewunderung erheischt. — Schade, daß der Titel des Buches auf eine Äußerung weist, die nicht dem Feingefühl der übrigen Konzipierung entspricht: „Ich sah, daß es ein Mensch war“, gemünzt auf einen jüdischen Flüchtling. Das ist in der Handlung spontan gesagt und noch möglich — als Titel irreführend und nicht werbend für den positiven Charakter des Buches.

Mensch im Zwiespalt der Zeit, Versuche einer Diagnose, hrsg. von Max Bleibinhaus (Nürnberg, ohne Jahr, Glock und Lutz Verlag. 316 S. DM 15,—). Dem Verleger und Publizisten Dr. Hans Wolf sind diese „Versuche einer Diagnose“ unserer Zeit gewidmet. Eine Reihe namhafter Autoren verschiedener Richtungen: der Philosophie, Psychologie, Literaturhistorik, Medizin, Soziologie und Pädagogik, finden Lösungen, die im Assoziativen überraschen. Spürbar ist die Verbundenheit mit den Anschauungen des mit diesem Buch geehrten Jubilars, der sich als „philosophierender Journalist“ humanistischer Tradition und christlicher Denkart verpflichtet fühlt.

Hoel, Sigurd: Der Weg bis ans Ende der Welt (Hamburg 1957, Agentur des Rauhen Hauses, 220 S. DM 10,80). Der Untertitel dieses aus dem Norwegischen übersetzten Buches heißt: „Roman einer Kindheit“. Man stolpert zunächst, daß hiermit eine neue Romankategorie, die einer Kindheit — genauso falsch wie die einer Liebe — bezeichnet ist. Aber der Titel stimmt doch, das Buch handelt von einer in einem Jungen verkörperten quasi Eminenz einer Kindheit. Fürwahr: kein Buch, von oben herab betrachtend, sondern aus der Perspektive dessen, der eigentlich noch kein Buch schreiben kann. Daß das gelang, ist faszinierend.

Gedichte aus Berlin, hrsg. v. Walther G. Oschilewski (Berlin 1958, Arani Verlags Gesellschaft m.b.H. 94 S. 5,40 DM). 51 Gedichte aus dem 17. Jahrhundert bis heute: „Sonnenaufgang über Berlin“ und „Mond über Dächern Berlins“; „Das Warenhaus“ und „Berliner Kaffeehaus“; „Berlin im Regen“ und „Schneestadt“; „Die alte Waschfrau“ und „Droschkensperde“ — Menschen und Kennzeichen des alten Berlin bis zum „Berlin — die gegenwärtige Stadt“ werden besungen. Vielfältig nicht nur in der Betrachtung, auch in der Form der Aussage hat der urberliner Herausgeber eine Anthologie über seine Vaterstadt aufgebaut.

Bernanos, George: Ein Brevier, eingeleitet und ausgewählt von Johannes Söfer (Salzburg 1957, Stifterbibliothek, 78 S. brosch. DM 2,40, Hlwd. DM 3,—). Zitate höchster Aktualität eines Fanatiklers gegen Kriegsgreuel, Massenvernichtung von unschuldigen Leben durch den Bombenkrieg, gegen die fortschreitende Technisierung, gegen Lug und Trug in der Politik. Ein frommer Mann, der profan Wahrheiten sagt. Auch der Atheist wird ihn verstehen, denn er ist eine seltene Ausnahme: ein christlicher Christ.

Alte Briefmarken, eine Kultur- und Stilgeschichte der frühen Briefmarken von Hansjürgen Hansen mit Widergaben nach Leica-Aufnahmen von Walter Lüden (Hamburg 1958, Urbes Verlag, 112 S. DM 11,80). Die Schönheit der klassischen Briefmarken aus der Zeit 1840 bis 1870 wird in 80 farbigen, vergrößerten Reproduktionen gezeigt. Ausschlaggebend sind hierbei nicht philatelistische, sondern kultur- und kunstgeschichtliche Gesichtspunkte für diese ersten Erzeugnisse der Gebrauchsgraphik in Massenaufgaben.

Saarländische Anthologie (mit Nachwort von K. A. Schleiden), (Saarbrücken 1958, West-Ost-Verlag G. m. b. H. 88 S.) Sieben saarländische Autoren, 1900 bis 1934 geboren, unter dem Motto: „Diese Sammlung soll ein Beitrag unseres Landes zur deutschen Lyrik der Gegenwart sein“. Von landschaftlich Gebundenem oder gar von dem meist intoleranten Begriff „Heimatlidung“ distanziert sich das Nachwort. Es erweist sich jedoch, daß anstelle dieses Begriffes ein anderer: Provinzialismus, getreten ist. Und dies sei gegen uns selber gemünzt, die wir keinen dieser saarländischen Dichter bislang kannten. — Den Gesetzen unseres Provinzialismus liegen drei dieser Dichter besonders adäquat: der 1914, der 1922 und der 1933 geborene, denn: „Nur noch sich selber erträglich spiegelt Narzissus im Wasser immer wieder sein Bild“ könnte man einen von ihnen, Karl-Heinz Bolay, zitieren.

Albert S. J., Anton: Das Heilige den Heiligen (Berlin 1958, Morus-Verlag, 124 S. DM 5,80). Von der Priesterweihe bis zur Erfüllung des Gelübdes „Gehorsam bis zum Tode“ sind in diesen „Erwägungen über das Priestertum“ Gewissensfragen behandelt, die nicht nur dem Priester, sondern auch dem gläubigen Laien Aufschlüsse und Anregung geben.

Behr, Hermann: Der Wolf von Laekvere (ein Deutscher als Partisan in estnischen Wäldern), (München 1958, Ehrenwirth Verlag, 296 S. DM 14,80). Ein Deutscher, der mehrfach aus russischer Kriegsgefangenschaft ausbricht und vier Jahre unter estnischen Partisanen lebt, erzählt nach seiner Rückkehr die abenteuerliche Geschichte seiner Erlebnisse. Viel Grausamkeit erfährt man und oft wird die vermittelte Spannung zum Grauen. Aber es bleibt nicht allein dabei — eine schnell eingeflochtene menschliche Note zeigt uns, wie schnell wir wieder vergessen können. Und darauf ist dieser romanhafte Bericht vielleicht etwas zu selbstsicher aufgebaut. Denn bei aller Rechtfertigung von Handlungen lebt er im Ton auch von Begriffen, die hier mit „Gewalt gegen Gewalt“ gefährlich überspielt werden.

Hemmerle, Rudolf: Franz Kafka, eine Bibliographie (München 1958, Verlag Robert Lerche, 140 S. DM 9,—). Weit über tausend Veröffentlichungen über Kafka sind neben einer genauen Aufstellung seiner hinterlassenen Werke aufgeführt. So ist diese Gesamtbibliographie

ein wertvolles Nachschlagwerk für Jeden, der sich orientieren will und bietet dem Forscher Material zum derzeit aktuellen Meinungsstreit über die richtige Anlage der Kapitelfolge in Kafkas Roman „Der Prozeß“.

Hausmann, Manfred: Das Lied der Lieder (Frankfurt/Main 1958, S. Fischer Verlag GmbH. 48 S. DM 3,80). Übertragung der Lieder, die man König Salomo zuschreibt, in genauer Anlehnung an die originalen Texte. Ein jahrtausendealtes Dokument für die schöpferischen Möglichkeiten der Liebe.

Nohl, Hermann: Erziehergestalten (Göttingen 1958, Vandenhoeck & Ruprecht. 84 S. DM 2,40). Der durch Vorlesungen über Geschichte der Pädagogik bekannte Verfasser beschränkt sich mit diesen ausgewählten Aufsätzen auf die wesentlichen Erziehergestalten von Comenius über Fröbel, Pestalozzi u. a. bis zu dem 1886 geborenen Father Fanagan. Veränderungen pädagogischer Konsequenzen im Fortschritt der Zeiten werden ersichtlich.

Lange, Wolfgang, Christliche Skaldendichtung (Göttingen 1958, Vandenhoeck & Ruprecht. 74 S. DM 2,40). Eine trefflich erläuterte Auswahl aller Gattungen isländischer, christlicher Poesie von der Gelegenheitsstrophe bis zum Preislied, von der Bekenntnis- bis zur Lehrdichtung.

Gardner White, Nella: Der Sturm ist vorüber (Zürich 1957, Zwingli Verlag. 448 S. DM 15,80). Erstmalige Übersetzung eines Romans der Verfasserin ins Deutsche. Der Tradition des Zwingli Verlages entsprechend ein von christlichem Geist getragenes Buch. Hauptfigur ist ein junger Methodistenpfarrer, der sich trotz Klatsch und Intrigen durchsetzt. Vorzügliche Charakterschilderungen lassen uns Doppelgängern von Menschen begegnen, die wir aus unserer Umgebung in gutem und schlechtem Sinne kennen. Die Lebensnähe der Schilderung wird spürbar.

Guénon, René: König der Welt (Aus dem Französischen von U. v. Mangoldt. München, Barth. 104 S. DM 7,20). Der mystisch-pantheistische Kulturphilosoph Leopold Ziegler leitet Guénon's Buch ein; vor vielen Jahren hat er zuerst in der Rundschau auf den Franzosen hingewiesen, der sich hier mehr als Träumer denn als Forscher zeigt, in seiner weitgreifenden religionsgeschichtlichen Untersuchung nur dem ganz zugänglich, dem Ahnung leicht Gewißheit wird.

Doerne, Martin: Gott und Mensch in Dostojewskijs Werk (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 86 S. DM 2,40). Des Dichters Kampf um Gott und auch mit dem Teufel aus Leben und Werk dargestellt, bereichernd auch für den Kenner.

Márai, Sándor: Das Wunder des San Gennaro (Baden-Baden 1958, Holle. 248 S. DM 12,—). Aus einem der Länder hinter dem eisernen Vorhang ist ein Mann geflohen, nicht weil er unter unerträglichem Druck leben mußte, sondern weil er fürchtete, sich an die Tyrannei zu gewöhnen. Was er tat und litt, erfahren wir in dreifacher Spiegelung vom Bericht des untersuchenden Beamten bis zu einer Art Beichte, welche die Gefährtin des Flüchtlings vor einem bewundernswert geduligen Geistlichen ablegt. Wer sich von der Heimat trennen muß, findet keine neue. Fremden Entscheidungen unterworfen, muß er sich nach Amerika oder nach Australien verfrachten lassen. Seine Existenz ruht nicht mehr im Lande seiner Geburt, seiner Kindheit, seiner Vorfahren, sondern hängt von behördlich gestempelten und seelenlosen Papieren ab. Vielleicht ist das Meer, aus dem einst die Kontinente stiegen, die einzige wirkliche Heimat, und ihm vertraut sich der nirgends mehr Behauste an. Das merkwürdig gebaute Buch ist mit seiner Handlung und mit seiner Spannung als Roman zu lesen; sein größerer Wert liegt im Politischen. An einem schlichten, vielleicht durchschnittlichen Dasein erleben wir die Qual der Diktatur, die den Menschen normt und ihn in die Masse stößt.

Stadler, Wolfgang: Führer durch die europäische Kunst (Freiburg i. Br. 1958, Herder. Großoktav. 304 S. DM 22,80). Dieses mit 104 mehrfarbigen und 365 einfarbigen Abbildungen ausgestattete Werk ist besonders gut gelungen. Es gibt einen Überblick über die Epochen, berichtet über die Kunst von zehn Ländern und enthält überdies einen Reiseführer zu 800 Stätten der Kunst. Denn der gelehrte Verfasser weiß wohl, daß das Herz die Schönheit richtig erst in der Betrachtung des Originals, im Abschreiten seiner Möglichkeiten in der Architektur zum Beispiel, empfängt. So verbindet er die Vorteile des Theoretischen glücklich mit den Beglückungen der Praxis.

Glum, Friedrich: Politik. Eine Staats- und Bürgerkunde (Stuttgart 1958, K. F. Koehler. 338 S. DM 9,80). Von der aristotelischen Einsicht ausgehend, daß Po-

litik die Kunst des Zusammenlebens ist, entwickelt der Münchner Professor eine Fibel, die jedermann Aufschluß über Staatsformen, Funktionen, Methoden und Faktoren der Politik gibt. Die Ideologien kommen ebensowenig zu kurz wie das Verhältnis von Politik und Moral. Ein nützliches und in seiner Einfachheit politisch sehr anständiges Buch, das weite Verbreitung finden sollte.

Neues Hamburg Band XII. Die Überwindung des Vakuums. Herausgegeben von Erich Lüth (Hamburg, Hammerich & Lesser Verlag. 116 S. 20 Kunstdrucktafeln. DM 5,40). In der mit Hamburger Solidität und Gewissenhaftigkeit herausgegebenen Reihe „Neues Hamburg“ verdient der Band XII besondere Beachtung. Er beschäftigt sich mit gewichtigen Beiträgen, so vor allem vom Herausgeber Erich Lüth, mit der bedrückenden Frage der endgültigen Auseinandersetzung und damit Überwindung unserer jüngsten Geschichte. Diese Frage hat durch das infolge der letzten Prozesse gegen Nazi-Verbrecher erregte Grauen heute ihre besondere Aktualität, und jeder fundierte Beitrag dazu ist zu begrüßen. Daneben enthält aber dieser Band wiederum ausgezeichnete Kunsttafeln, auch Gedichte von Nelly Sachs und einen bedeutsamen Aufsatz von Gerhard F. Kramer, „Der Weg der Justiz nach 1945“, der ja zum Thema „Überwindung des Vakuums“ organisch gehört.

Scholz, Arno: Asien lebt (Berlin, Arani Verlag. 280 S. mit 160 ganzseitigen ein- und mehrfarbigen Bildern und zahlreichen Textabbildungen sowie 8 Karten. Ganzleinen DM 38,—). Das Buch bringt persönliche Eindrücke seines Verfassers von einem Fluge nach dem Nahen und Fernen Osten in ausgezeichnete Wieder- gabe der farbigen Bilder. Kurze Beiträge von Parlamentariern wie Gerstenmaier, Ollenhauer und dem Präsidenten der Bundesrepublik Österreich, Schärf, über ihre Eindrücke dort eröffnen das Buch, das dann Indien, Pakistan, Burma, Indonesien, Ceylon, Thailand, Japan, Aukhor mit Bildern, statistischen Angaben und Karten in sehr klarer Ausführung behandelt. Arno Scholz schrieb das Nachwort in dem Abschnitt „Der aufregende Kontinent“. Das Buch kann wesentlich dazu helfen, daß der früher so penetrante europäische Hochmut, der Hochmut eines Erdteils, der seine einst- mals führende Rolle kläglich verscherzt

hat, beseitigt und Achtung und Verständnis für die alten Kulturen des Fernen Ostens ins Bewußtsein gerückt werden.

Piper-Bücherei Nr. 116. Beckmann, der Maler. 46 Abbildungen. Auswahl und Einführung von Erhard Göpel. Fotos von Kurt Blum (München 57, DM 2,80).

Die Dreizehnstöckige Pagode. Altchinesische Liebesgeschichten. Deutsch von Franz Kuhn (Essen 1956, Dom Verlag. 425 S. DM 14,80). Die Neuauflage dieses prachtvollen Buches in der Übersetzung des bewährten Sinologen Kuhn wird den Liebhabern der chinesischen Literatur eine große Freude sein.

Oschilewski, Walter G.: Gustav Dahrendorf. Ein Kämpferleben (Berlin 1953, Arani. 42 S. DM 1,95).

Reiners, Ludwig: Der ewige Brunnen. Ein Volksbuch deutscher Dichtung (München 1955, Beck. 945 S. DM 19,80). Die über 1700 Gedichte und Sprüche von Abraham à Santa Clara bis Stefan Zweig sind für den Haus- und Schulgebrauch bestimmt. Dem Herausgeber kam es mehr auf Eingängigkeit als auf literarische Qualität an. Obwohl man so vieles vermissen muß, was zur modernen Literatur gehört, kann man sich an diesem Buch von Herzen freuen, nach Goethes Motto: Wonach soll man am Ende trachten? Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Euripides: Troerinnen. Elektra, Taurische Iphigenie. Drei Tragödien übertragen und erläutert von Ernst Buschor (München 1957, Beck. 279 S. DM 14,50). Diese drei Tragödien markieren den inneren Entwicklungsgang des Dichters. Die Preisgabe der überlebten Mythenwelt (Troerinnen), die Absage an die Götter, das wachsende Vertrauen in das eigene Gewissen (Elektra) und schließlich die Hinwendung zu rein menschlicher Thematik (Iphigenie). Besonders wertvoll sind die ausführlichen Erläuterungen und Anmerkungen Buschors, welche die Vorstellungswelt der einzelnen Dramen, ihren Gehalt und ihre Form dem Leser erschließen.

Kutzleb, Hjalmar: Die arme Muttersprache (Frankfurt 1957, Atlantik Verlag Paul List. 40 S.). Verfasser klagt in bewegten Worten über die Verwahrlosung der Sprache und die schlechten Methoden im Sprachlehrrunterricht. Vor allem sind ihm Fremdwörter in tiefster Seele zuwider, er verwendet sie aber selber recht häufig, wo sie ohne weiteres

vermieden werden können. Dagegen liebt er besonders Wortungeheuer wie Nacherlebung, Ergreifung, Reihung; überall wo sich irgend aus einem anspruchlosen Wort ein Hauptwort mit -ung bilden läßt, geschieht das. So arm ist unsere Muttersprache doch gar nicht, daß man auf diese scheußliche Weise wortschöpferisch tätig sein müßte. Befremdlich mutet der seltsame Hochmut an, in dem das Traktätchen verfaßt ist, und gänzlich fehlt am Platze erscheinen uns die Ausfälle gegen die Demokratie.

Wingler, H. M.: Wie sie einander sahen. Moderne Maler im Urteil ihrer Gefährten (München 1957, Langen/Müller. 123 S. DM 4,80). Sammlung wichtiger Selbstzeugnisse und Schilderungen von Umgebung und menschlicher Begegnung bekannter deutscher Maler des frühen 20. Jahrhunderts. Teils streng sachlich, teils bis zum Anekdotischen gehend, wird über das eigene Werk und das von Freunden erzählt. Autoren u. a. Klee, Kandinsky, Itten, Baumeister, Muche, Nolde, Macke, Marc, Arp.

Seaver, George: Albert Schweitzer und das Christentum (Stuttgart 1956, Günther, 165 S. DM 6,50). Deutsch von Julius Streller). Seaver gibt einen Bericht über die Entwicklung des Schweitzerschen Denkens an Hand der Schweitzerschen Quellen. Es handelt sich hier nicht um eine Art populärer Heiligen-geschichte, sondern um eine sachliche wissenschaftliche Studie.

Kurth, Josef: Geschichte der Gewerkschaften in Deutschland (Hannover 1957, Norddeutsche Verlagsanstalt. 136 S. mit Tabellen und Übersichten. DM 5,40). Knapp, klar und übersichtlich geordnet, legt Kurth die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von ihren Anfängen nach 1848 bis heute dar, ihre Ziele, ihre Organisation, ihre Kampfmittel und ihre Aufgaben heute. Ein wichtiges Buch, dem weite Verbreitung zu wünschen ist.

Dimel, Grete: Vom tröstlichen Besitz in deutscher Kunst. Albrecht Dürers „Melancolia“ (Saarlouis 1956, Hausen Verlag. 80 S. 4 Kunstdrucktafeln. DM 4,50). Wie es im Vorwort heißt, will die Verfasserin einen Deutungsversuch geben. Dieses Vorhaben kann nur als gelungen bezeichnet werden. Mit unendlicher Sorgfalt und Liebe widmet Dimel sich diesem in der kunsthistorischen Interpretation oft vernachlässigten Stich. Wir erhalten mit dieser Interpretation weit mehr als eine rein künstlerische Erläuterung,

die geistige Welt Dürers und seiner Zeit wird greifbar nahegebracht.

Schelsky, Helmut: Die sozialen Folgen der Automatisierung (Düsseldorf 1957, Eugen Diederichs. 48 S. DM 4,80). Der Verfasser legt zwei Abhandlungen zur Frage der Automation vor. Die erste erschien bereits 1954 und wird vom Autor in seiner neuen Arbeit zum Teil desavouiert. Dennoch oder eben deshalb ist es interessant, beide Aufsätze zu lesen.

Neundörfer, Ludwig: Die Sozialreform. Gelöste und ungelöste Probleme (Freiburg 1957, Herder. 70 S. DM 3,80). Der Frankfurter Soziograph zeigt die Problematik der Sozialreform in ihrer Entwicklung und ihrem heutigen Stand und veranschaulicht die Sachverhalte mit instruktiven graphischen Darstellungen. Ein unschätzbares Hilfsmittel für alle, die über die neue Rechts- und Versorgungslage eine einwandfreie Aufklärung wünschen.

Stein, L. v.: Begriff und Wesen der Gesellschaft. Ausgewählt und eingeleitet von Gustav Specht (Köln 1957, 107 S. DM 5,80. Bd. 1 der Reihe „Synthese, Gesellschaft und Wirtschaft, Geist und Kultur“). Dem Westdeutschen Verlag gebührt Dank, den ersten Band seiner Reihe „Synthese“ gerade diesen Kapiteln des vor 100 Jahren erschienenen Werkes „System der Staatswissenschaft“ gewidmet zu haben, ist doch Stein der große Anreger und Förderer für alle Zweige der Sozialwissenschaft gewesen.

Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte (München 21 1958, Selbstverlag. 440 S. DM 19,80). Das Institut legt in diesem Sammelband die erstellten Gutachten über Verfolgung, Dienststellen, Paramilitärische Organisationen, nationalsozialistische Organisationen und die Polizei im Dritten Reich zusammen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Feststellungen zum Thema Polen und volksdeutsche Organisation. Hier erfährt die Wahrheit, wer sie hören will.

Noetzel, Gerte M.: Persönlichkeit und Gemeinschaft (München 1957, Ernst Reinhardt. 232 S. DM 11,50). Das Zusammenspiel von Anlage und Umwelt in der menschlichen Persönlichkeit wird in dieser grundgescheiten Studie sorgsam abgehandelt. Das Buch legt großen Nachdruck auf die Relevanz der mitmenschlichen Beziehungen für den Einzelnen und die Bedeutung der entfalteten Persönlichkeit für die soziale Gruppe.

Verschwörung des Schweigens

Sie gedenken in der Oktobernummer der Tätigkeit des deutschen Widerstandes im Ausland, mit dem bedauernden Hinweis, deren Geschichte bliebe, von Einzelpublikationen abgesehen, noch immer vom Nebel einer „Verschwörung des Schweigens“ verdeckt.

Nun, die Herausstellung der Leistungen des deutschen Widerstandes im Inland ist gewiß ungleich gewichtiger für die Bewertung eines immer vorhanden gewesen *Anderen Deutschland!* Das werden in erster Linie gerade dessen Repräsentanten im Ausland anerkennen. Deren Tätigkeit war — wenn auch nicht immer ihr Schicksal — so erheblich weniger tragisch und gewiß nicht so heroisch beispielgebend; es konnte ja auch gar nicht anders sein.

Aber gewiß, auch was sie versuchten, gehört — wenn aus keinem anderen Grunde als dem der inneren Verbundenheit — zu der Geschichte dieser furchtbaren zwölf Jahre und in die Geschichtsbücher, die sie darstellen. Darf ich als Material dazu zwei Erfahrungen der damaligen England-Immigration mitteilen — die auch bei der englischen Umwelt nicht ohne Eindruck blieben.

Das eine war die geschlossene Weigerung eines teams deutscher Sozialdemokraten, nach der Verkündung der Politik der bedingungslosen Kapitulation und einer auf dem Höhepunkt des Krieges einsetzenden Psychose, die keinen Unterschied zwischen Nazis und anderen Deutschen mehr kennen wollte — eine Psychose, die keineswegs alle Engländer ergriffen hatte — noch weiter den „Sender der Deutschen Revolution“ aufrechtzuhalten. (Nicht zu verwechseln mit dem artistisch glänzend gemachten, politisch recht fragwürdigen „Soldatensender Calais“.)

Vor allem aber sei auf eine Publikation und ein Versäumnis hingewiesen. Die Publikation ist das vom Londoner Emigranten-„Klub 1943“ herausgegebene Buch „In Tyrannos, 4 Jahrhunderte des Kampfes gegen die Tyrannei in Deutschland.“ Das Versäumnis betrifft deutsche Verleger, die nicht längst dieses mit historischer Treue und doch auch im Stil

der besten Tradition des popularwissenschaftlichen Essays geschriebene Symposium der 15 Verfasser übernommen haben, zu denen recht bekannte Namen der deutschen Vor-Hitler-Publizistik gehören, darunter die inzwischen Verstorbenen: Professor Hermann Friedmann, Dr. Monty Jacobs, Frau Adele Schreiber und Dr. Karl Wolff, der langjährige Schauspielerektor des Dresdener Staatstheaters. Die meisten der original in Deutsch geschriebenen Manuskripte dürften noch zur Verfügung stehen.

Die Aufzählung der Essays in chronologischer Reihenfolge beweist schon die ununterbrochene Kontinuität dieser deutschen Kämpfer gegen die Tyrannei: Ulrich von Hutten und die Humanisten (Verfasser: Hans Rehfisch); Thomas Münzer und der Bauernkrieg (Friedrich Heymann); Leibniz, der Europäer (Karl Theodor Bluth); Lessing und der Kampf für die Aufklärung (Karl Wolff); Hegel und das Problem der europäischen Freiheit (Hugo Fischer); Deutsche Studenten und ihre Professoren — Weidig, Büchner und die Sieben Göttinger Professoren (Willi Sternfeld); Börne und Heine im Exil (Friedrich Burschell); Das Jahr 1848 (Monty Jacobs); Karl Marx und die Rheinische Zeitung (Hans Flesch); Ferdinand Lasalle und die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (Alfred H. Unger); Der Hochverratsprozeß gegen Bebel und Liebknecht (Wilhelm Neckar); Nietzsche und die Deutschen (Hermann Friedmann); Spartakus (Hanno Lind); Das Andere Österreich und Karl Kraus (Heinrich Fischer); Wagemutige Frauen (Adele Schreiber).

Hier liegt ein Schatz für die Ausfüllung des Vacuums in den Köpfen jener, die in den Jahren 1933 — 45 deutsche Schulen besucht haben. Auch in dieser Darstellung klopft das neue Deutschland an die Tür der Zukunft.

Man kann diesen Hinweis nicht schließen, ohne dankbar auch der Tatsache zu gedenken, daß im Jahre 1944 ein englischer Verleger dieses Buch herausbrachte, und dafür, daß er wußte, es würde sich ein Leserkreis dafür finden.

London

Bernhard Reichenbach

Hauptmann und der Hitlergruß

In seiner Besprechung der von mir und F. A. Voigt verfaßten „Chronik von Gerhart Hauptmanns Leben und Schaffen“ bemerkt Hermann Lenz: „Daß Gerhart Hauptmann ziemlich bald nach der ‚Machtergreifung‘ einen Aufsatz schrieb ‚Warum ich die Hand zum Hitlergruß erhebe‘, scheint den Chronisten entgangen zu sein.“ (Maiheft 1958, S. 499)

In Wirklichkeit ist uns nichts entgangen; denn der *angebliche Aufsatz existiert garnicht*. Hauptmann hat sämtliche Arbeiten ohne jede Ausnahme — ob es sich um Dichtungen, kleine Aufsätze, Presseäußerungen usw. handelte — stets nur seinen Sekretären diktiert, die auch die Versendung ausführten. Nun haben mir alle Sekretäre, die von 1933 bis 1945 für Hauptmann tätig waren, bestimmt versichert, daß ein Aufsatz des von Herrn Lenz genannten Titels und Inhalts niemals geschrieben worden ist. Damit

steht fest, daß Hermann Lenz einem Irrtum oder einem Mißverständnis erlegen sein muß. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, daß während der Nazizeit im Ausland verschiedentlich falsche Gerüchte über Hauptmann im Schwange waren. Möglicherweise handelt es sich hier um eine — allerdings nur schwer verständliche — Verwechslung mit der im „Berliner Tageblatt“ vom 11. 11. 1933 veröffentlichten Zustimmung Hauptmanns zum Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund („Chronik“ S. 111), die unter der *nicht* von Hauptmann stammenden, sondern von der Redaktion erfundenen Überschrift „Ich sage Ja!“ erschien und berechtigte Enttäuschung hervorrief. Von dem Hauptmann fälschlicherweise unterstellten Hitlergruß-Aufsatz ist seine Stellungnahme zum Völkerbundsaustritt freilich meilenfern.

München

Dr. C. F. W. Bebl

Nach den von mir angestellten Recherchen handelt es sich in der Tat um eine Verwechslung, die ich bedauere. Der

Aufsatz „Ich sage Ja“ ist bereits am 10. 11. 1933 im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ erschienen.

Stuttgart

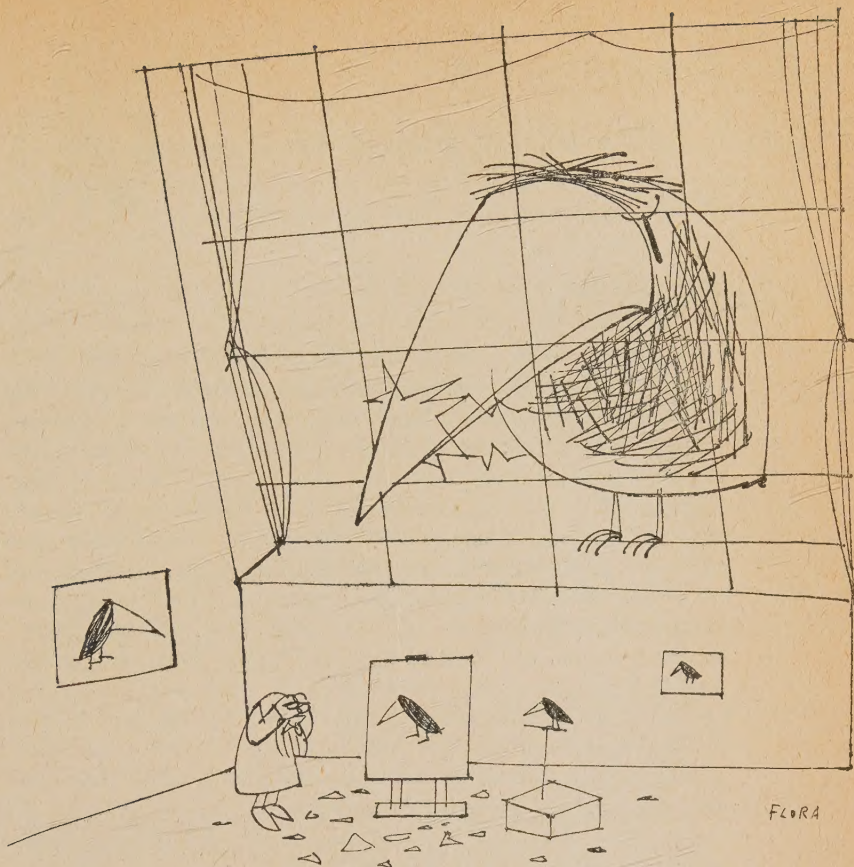
Hermann Lenz

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Dr. Günther Dohmen, 32, Studienrat, z. Z. Dozent an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle Karlsruhe. Studium der Germanistik, Geschichte, Anglistik und Philosophie. 1951 Promotion über den Begriff „Bildungstrieb“ bei Goethe. Erster deutscher UN-Preisträger (1953 für eine Arbeit über „die Aufgabe der Erziehung bei der Förderung internationalen Verstehens“). Zahlreiche pädagogische Veröffentlichungen. — Joseph Wulf, Schriftsteller, wohnt in Berlin. — Der Graphiker Günter Schöllkopf, 27, aus Stuttgart, Schüler Karl Rössings, fabuliert Geschichten in Bildern.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Ludwig Freund	Probleme der Freiheit im Massenzeitalter
L. Hamori	Die Mittelklasse der klassenlosen Gesellschaft
Ernst Fraenkel	Roosevelt — Schatten über der NATO
Wolfgang Paul	Die VIII. Berlinale
Helge Pross	Die Sozialstruktur der Bundesrepublik
R. Caltofen	François Mauriac oder die Komplexe der Kindheit
Julius Berstl	Hornissl in Amerika
Felix Braun	Erinnerungen an Salzburg
Siegfried Lenz	Hamburger Stundengesichter
Werner Schumann	Wunderkinder, Erzählung



Verfassungsreform in Frankreich

Mitteilungen

Den dieser Ausgabe beigegeführten Prospekt des Paul List Verlages München empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

Auslieferungstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Athenaeum, Barcelona, Pasaje Marimon, 25. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumburaci, Yokuxu 12. — Amerika: Steadert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

Werke von Ernst Jünger

im Ernst Klett Verlag Stuttgart



Jahre der Okkupation

1945 — 1948 (*Herbst 1958. 310 Seiten. Leinen 17,80 DM*) Nach 10 Jahren hat Ernst Jünger seine Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1945 — 1948 für den Druck freigegeben — er wollte sie herausgehoben sehen aus der Diskussion des Tages. Dieser Band schließt das bisher in „Gärten und Straßen“ und „Strahlungen“ vorliegende Tagebuchwerk ab — er ist ebensowenig wie seine Vorgänger eine „Chronik“; vielmehr dienen auch hier die Ereignisse des Tages dazu, hinter dem Vordergrund das Eigentliche zu schauen und zu deuten. Das Buch wird ein Beispiel bleiben dafür, wie sich ein geistiger Mensch in einer verwandelten Zeit bewahrt; wie er beobachtend und verarbeitend die Voraussetzungen für eine lichtere Zukunft schaffen hilft; wie er dem Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung die Treue hält. Ernst Jünger gehört zu den wenigen, denen es gegeben ist, das Tagebuch zu einer eigenständigen Kunstform zu erheben. Durch Kürzungen aus einem umfangreicheren Bestand an Aufzeichnungen legt er seinen Lesern ein Konzentrat seiner Erlebnisse, Erkenntnisse und Durchblicke vor, das jenseits aller Aktualität als Dokument einer unglaublichen Epoche unserer Geschichte Bestand haben wird.

Gläserne Bienen

(6. - 10. Tausend 1957. 180 Seiten. Leinen 9,80 DM. Broschiert 7,80 DM) Das Neue an der Schrift ist die Aussicht, die sie freilegt: auf die Kurve, die die Technik des Menschen augenblicks nimmt: vom Makrokosmos in den Mikrokosmos — trotz der Automation: zur Selbständigkeit der Existenz. *René Marcic in Salzburger Nachrichten*. Dieses Buch ist der Versuch einer Standortbestimmung in der Verwandlung der heutigen Welt, durch welche die Werte Freiheit, Pflicht, Autorität, Macht, Staat und Recht ihren Charakter verändert haben. Mit den „Gläsernen Bienen“ hat sich Jünger selbst freigeschrieben. Dieses Werk, in dem der Dichter seine Größe wiedergefunden hat, wird mithelfen, in unserer mehrdeutigen Welt von neuem eine eindeutige Ordnung zu setzen. *Karl Epting in Christ und Welt*.

110 Jahre

besteht nun schon die Deutsche Verlags-Anstalt. Gleichzeitig mit diesem Jubiläum darf sie die Wiedererrichtung ihres im Krieg zerstörten Verlagshauses feiern. Neubau auf altem Grund – das ist die Aufgabe, die dem Verlag auch für seine Arbeit gestellt ist.

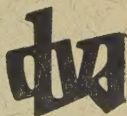
Die DVA war von Anfang an ein Verlag, der immer direkt auf der Spur der Gegenwart blieb, aus ihr seine Impulse empfing und wieder auf sie zurückwirkte. Mit Zeitschriften zunächst, dann mit Büchern, die aus dem Umkreis dieser Zeitschriften erwuchsen: Publikationen historisch-politischen Charakters, Werke der zeitgenössischen Dichtung aus dem In- und Ausland, geisteswissenschaftliche Bücher, die über den Kreis der Fachleute hinausdrangen. Unmittelbar vor der Zäsur des zweiten Weltkrieges war dies der Verlag der deutschen Dichter Ina Seidel, Börries Freiherr von Münchhausen, Waldemar Bonsels, Henry Benrath, Otto Rombach, Jochen Klepper, der Verlag der großen Ausländer André Gide, Charles Morgan, Lin Yutang, Tania Blixen; dazu kamen bedeutende historische Werke, grundlegende Ländermonographien, Memoiren, Biographien und Briefbände. Die DVA war auch der Verlag, der Ortega y Gasset's Werk nicht nur den Deutschen nahebrachte, sondern es eigentlich für die ganze Welt entdeckte.

Dieses Erbe ist auch über die Erschütterung des zweiten Weltkrieges lebendig geblieben. Es war das Fundament, auf dem im Geist und mit den Mitteln unserer Zeit weitergebaut werden konnte.

Auf allen Gebieten kam in den Jahren seit dem Krieg Neues hinzu. So die erzählenden Werke „Ich zähmte die Wölfin“ von Marguerite Yourcenar und „Das unverwesliche Erbe“ von Ina Seidel oder die Tagebücher von André Gide, die Lebenserinnerungen von Ludwig Curtius, die Goerdeler-Biographie von Gerhard Ritter, das große Tagebuch von Jochen Klepper und das „Napoleon“-Buch von Friedrich Sieburg. Diese wenigen Titel stehen nur für viele andere.

Neu waren auch die Zeitschriften Merkur, Außenpolitik, Osteuropa und Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Alle diese Zeitschriften sind mit dem Verlagsschaffen auf das engste verknüpft. Vor allem der Merkur, jene Zeitschrift für europäisches Denken, die das beste literarische und geistige Wort der Zeit sammelt, die sich um eine ständig wiederholte Auslese nicht des weltläufig Interessanten, sondern des geistig Entscheidenden und Beispielhaften bemüht, faßt die Grundzüge des Verlags wie in einem Brennglas zusammen. Hier wird am deutlichsten sichtbar, welche Aufgabe sich der Verlag gestellt hat: Fülle und Tiefe zu vereinen und im Gegenwärtigen das Bleibende zu suchen.

deutsche verlags-anstalt





Wien, Belvedere

DER EUROPÄISCHE OSTEN

Herausgeber EDMUND von GORDON

Monatsschrift für eine neue Ordnung

Einzelheft 3,— DM, vierteljährlich 8,— DM

bringt Artikel und Bilder — zeigt einen neuen Weg —
fordert Ihre Mitarbeit

Aus dem Inhalt der letzten Hefte :

Professor Hans Koch, Das Ende des Selbstbestimmungsrechtes
Bundesminister Ernst Lemmer, Konföderation undurchführbar
Bundesminister Theodor Oberländer, Das Weltflüchtlingsproblem
Senator a. D. Katelbach, Was Polen und Deutschland verbindet
Hans Roos, Die Dynamik im Osten
Franz Tiso, Satelliten hoffen auf Deutschland
Vaclovas Sidzikauskas, Moskaus Kolonialherrschaft
Karl Anton Prinz Rohan, Deutsch-tschechische Verständigung
Hjalmar Mae, Die Emigration muß helfen
Wenzel Jaksch, Einheit in der Vielfalt
Ernst-Christoph Schepky, Moskaus erschütterte Unfehlbarkeit
Bruno Brehm, Die Illusion der zwanziger Jahre

Probehefte durch den

JOERG-VERLAG GMBH WÜRZBURG NEUBAUSTRASSE 22